Sagen der Hebräer.

Aus den Schriften

der alten hebräischen Weisen.

Nebst einer Abhandlung

über den Ursprung, den Geist und

Werth des Talmuds.

Aus dem Englischen

des Heimann Hurwitz

von *r. (i.e. H. W. Becker.)

Leipzig, 1826.

Wilhelm Engelmann.

Wenn dir Weisheit mangelt, was erwarbst du dann?
Wenn du Weisheit hast, was fehlt dir dann?

Medrasch.

Vorrede des Verfassers.

Die in der folgenden Sammlung enthaltenen anziehenden Erzählungen und Charakterzüge werden jetzt zum erstenmale dem Publikum in dem Vertrauen mitgetheilt, daß sie wohlbegründeten Anspruch auf freundliche Beachtung und zwar sowohl wegen ihres hohen Alters, als wegen ihres sittlichen Endzwecks, haben.

Sie sind aus den Schriften der alten Hebräer gewählt, die in den ersten fünf Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung lebten, und den Gelehrten unter dem Namen Talmud, Medrashim ꝛc. bekannt.

Der Hauptinhalt des Talmuds ist das überlieferte Gesetz; der größere Theil des Talmuds ist daher diesem gewidmet. Doch findet man auch in ihm auf vielen Seiten Sagen und Erzählungen zerstreut, die den gemeinschaftlichen Namen Agadetha führen.

Dieſe einzelnen Theile des Talmuds und der Medraſhim, enthalten 1) Erläutegen des bibliſchen Textes; und die mancherlei, die verſchiedenen Arten, in welchen einige Stellen erklärt werden können; 2) myſtiſche und oft ſehr eigne Anſpielungen; 3) philoſophiſche Meinungen unter dem Schleier der Allegorie; 4) Aphorismen und moraliſche Sprüche durch Parabeln und Gleichniſſe oder Erzählungen erläutert, welche letztere bald wahr, bald erdichtet ſind. Meine Auszüge beſchränkte ich auf letztere Art und ſie machen daher den Hauptinhalt der folgenden Blätter.

Ich kenne keine ähnliche Sammlung in der engliſchen oder einer andern Sprache. Zwar haben einige jüdiſche Schriftſteller dergleichen in der lobenswerthen Abſicht veranſtaltet, dem ungelehrten Theile ihres Volkes einen Unterricht in die Hände zu geben, aber ſie ſind in einer ſo verdorbenen und gemeinen Sprache geſchrieben — wenn ſo etwas Sprache heißen kann — und mit ſo viel

falschen Meinungen und auffallenden Albernheiten gemischt, daß sie mit Recht vergessen wurden.

Dagegen kamen dergleichen Sammlungen von Schriftstellern unter verschiedenen Namen heraus, die aber nicht einmal das Verdienst eines guten Zweckes hatten. Denn ihr einziges Bestreben scheint darauf gegangen zu sein, einen Haß gegen die alten hebräischen Werke und ihre gelehrten Urheber, ihre unglücklichen Nachkommen zu erregen, und so die verdorbensten Gefühle des menschlichen Herzens zu nähren. Man sehe darüber die Abhandlung über Geist und Werth des Talmuds nach.

Sittliche Vervollkommnung des Lesers war bei dieser Sammlung, wie wohl kaum zu bemerken nöthig ist, das Hauptstreben. Doch um die Unterhaltung zu fördern, fügten wir auch einige Scherze und Sagen von minder ernsten Charakter bei.

In Betreff der Uebersetzung bitte ich mit dem römischen Redner sprechen zu

dürfen: non verbum pro verbo necesse habui reddere. Eine wörtliche Ueberſetzung würde meinen Leſern nicht Genüge geleiſtet haben, da die Erzählungen oft mehr als einmal, aber immer mit einiger Veränderung, wie es gerade der Zweck des Schriftſtellers heiſcht, vorkommen und ich es daher fürs Beſte hielt, ſie in ſolchem Falle zu verſchmelzen. Doch nicht eine einzige iſt zu finden, die nicht aus den Quellen ſelbſt gezogen wäre und nur wer dieſe kennt, kann die Arbeit würdigen, welche damit verbunden war. Denn nicht aus einem Werke war hier zu wählen; ſie ſind in dem ganzen Meer des Talmuds zerſtreut.

Möge endlich der Leſer überzeugt ſein, daß in dem kleinen Bande, der ihm geboten wird, der Verfaſſer den heißen Wunſch hegte, das ſtäte Ziel vor Augen hatte, jene religiöſen und ſittlichen Wahrheiten zu beleben, in welchen alle Menſchen, mögen ſie heißen und glauben, wie und was ſie wollen, ihre gemeinſchaftliche Stütze und Veſte finden.

Er war dabei nicht weniger besorgt, jede gehässige Beziehung auf Lehren zu meiden, worüber die Ansichten verschieden sind.

D. Verf.

Nachwort des Uebersetzers.

Ich habe die Vorrede des Verf. etwas verkürzt, um mir gestatten zu können, auch noch einige Worte beizufügen. Zwar hat der Verf., Herr Heimann Hurwitz, ein eben so gelehrter, als trefflicher Israelit in London, in den eben mitgetheilten Bemerkungen, noch mehr aber über die, hier zu Ende folgende, bei ihm als Einleitung gegebene, Abhandlung über Ursprung, Geist und Werth des Talmuds genug gesagt, um im Allgemeinen das Löbliche seines Unternehmens zu rechtfertigen. Allein einige Bemerkungen des Uebersetzers dürften vielleicht geeignet sein, den Bessern des deutschen Volkes, welchen diese Schrift bekannt wird, die Ueberzeugung zu gewähren, daß er die

folgenden Blätter übersetzte, nicht um sie zu übersetzen, sondern vortheilhaft auf seine christlichen wie auf seine jüdischen Mitbrüder zu wirken.

Es war in der Zeitung f. d. eleg. Welt im Februarheft 1826, wo ich sieben Erzählungen aus der Sammlung des H. H. gerade in dem Gewande mittheilte, in welchem sie jetzt in dieser Sammlung erscheinen. Beim Schlusse der siebenten gab ich die Absicht zu erkennen, die Sammlung herauszugeben, wenn ich Hoffnung hätte, daß sie gefallen würde. Und nicht blos der Hr. Redakteur der genannten Zeitung munterte mich dazu auf; nicht blos meine Freunde traten ihm bei; auch ein ganz Unbekannter, Herr S. in Potsdam, forderte mich öffentlich dazu auf, während sie im Buchhandel bereits mehr als einmal gesucht wurde. So darf ich also wohl nicht fürchten, umsonst gearbeitet zu haben; so darf ich wohl hoffen, allen, welche diese Schrift zur Hand nehmen, Christen, wie Juden, einen

Beitrag zur Belehrung und Erheiterung, zur sittlichen Vervollkommnung geliefert zu haben. Ich hoffe, es soll dadurch ein doppelter Zweck erreicht werden. Die Christen werden vom Talmud eine andere Vorstellung bekommen. Wenn nämlich Herr Hurwitz meint, daß eine ähnliche Sammlung noch gar nicht existire, so hat er im Ganzen vollkommen recht. Vor etwa zwölf Jahren ward in öffentlichen Blättern gesagt, daß ein jüdischer Jüngling, Meil, eine solche herausgeben werde. Ich habe sie überall hier aufgesucht. Kein Buchhändler aber, kein Katalog, kennt sie. Nur durch Herder, Engel, durch einige Dichter, sind einzelne Parabeln und Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen, z. B. vom Rabbi Meir und seinem Weibe, Nr. 2., die Ehescheidung, bearbeitet worden. Allein die wenigsten Leser wohl haben beachtet, aus welcher Quelle sie kamen. Wir Christen kennen mit einem Worte den Talmud nur als eine Quelle religiöser Thorheiten, fanatischer Grundsätze,

kosmologischer, geologischer Mährchen, kabalistischer Grillen, boshafter Verunglimpfungen gegen Christus, gegen die Christen. Eisenmengers neuentdecktes Judenthum ist der Schatz, aus dem die Feinde des letztern immer aufs neue den alten Sauerteig hervorholen, zum Haß, zur Verachtung, zum Verlachen gegen dieses Volk aufzufordern. Herr H. hat, indem er gegen solche Beschuldigungen überhaupt antwortete, auch gegen das Eisenmengersche Gemenge siegreich gekämpft. Seine Gründe können nicht widerlegt werden. Jeder Christ wird aber durch diese Sammlung auch praktisch belehrt werden, daß wenn der Jude sich an die goldnen Lehren hält, welche ihm sein heiliger Codex und sein Talmud reicht, er jeder höchstmöglichen sittlichen Vervollkommnung fähig ist, so gut wie nur der Christ selbst. Den dogmatischen, ceremoniösen Sauerteig, welchen Moses den Umständen, der Bildung vor 3000 Jahren gemäß ordnete, muß er, wie schon Christus lehrte, als Schale wegwerfen.

Der Kern wird aber genügen, aus jedem Juden, wie die Erfahrung gelehrt hat, einen Nathan und einen Mendelssohn, einen Friedländer, einen Jacobssohn ꝛc. zu bilden. Wollt ihr Christen besser werden, als diese: so versucht es immer hin, nur glaubt es nicht zu werden, weil ihr von dem Blatte an, welches das N. Testament vom alten scheidet, einen neuen geoffenbarten Codex zu lesen wähnt, in dem der Israelit nur historische Nachrichten zu finden meint. Vielleicht wird bei einigen christlichen Lesern dieser Blätter dadurch jene Missionswuth etwas gedämpft, welche so weit geht, daß sie selbst dem Juden jede moralische Vervollkommnung erschwert, ihn zum Beten in hebräischer Sprache, in ganz veralteter Form zwingen will; die ihm die Rechte des Bürgers, ja zum Theil die des Menschen raubt — denn dies letztere ist der Fall, wenn wir die Ehe zwischen Juden und Christen nicht zulassen, blos um ihn mit versteckter Gewalt in unsere Kirche herüber zu ziehen.

Und doch kann kein Jude, der wie Friedländer, wie Mendelssohn, wie Nathan denkt, zu Euch übertreten. Nur Eigennutz, mag er eine Maske annehmen, welche er will, kann ihn dazu bestimmen.

Der Jude nämlich, welcher den Werth der wahrhaft christlichen Lehren zu schätzen weiß, ist schon Christ, aber er kann es nicht werden, weil die Christen, zu denen er sich halten würde, keine sichtbare Gemeinde bilden. Er muß Euch, die ihr ihn zu einer sichtbaren Gemeinde herüberziehen wollt, mit Jonathan Frock*) antworten: „Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredelung am meisten gewirkt. Zwischen Himmel und Erde ist nie ein Größerer erschienen. — Doch würde er heut erst unter Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie damals. — Lieber will

*) Zschockes auserw. Schr. 19ter Th. S. 258. und ff. Allen Gesellschaften, welche Juden bekehren wollen, höchlichst zu empfehlen!

ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen. Moses war ein größerer, als die ganzen Lehrer der Christen, als Luther und Calvin und Zwingli waren. — „Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik oder Lutheraner oder Kalvinist werden wollen? Eine Kirchenparthei tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. — Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich die Reformirten oder Katholiken belehren wollen. Und wäre ich katholisch geworden, hätten mich die Lutheraner und Calviniſten im Irrthume gesehn. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit (!!) aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Einbildung und Menschenmeinung für Göttliches hielten. Was Christus selbst gegeben hat, darin sind alle ziemlich einträchtig. Christus aber gab Geist, und todte Buchstaben thaten seine Nachfolger hinzu. — Christus ist

ein Lehrer in göttlichen Dingen. Ich glaube, wie er; ich will leben wie er; ich bin sein Nachfolger; Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ und werde es bleiben. Aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſt, Mennonit, Methodiſt, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mähriſcher Bruder, oder wie ihr Chriſten euch nennen und taufen laßt. Aber Chriſtus war das alles auch nicht. Er war ſeinem äußern Bekenntniſſe nach ein Jude. — Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten, und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltprieſter, Prediger und Prädikanten, Biſchöffe oder Generalſuperintendenten, kann mich bekehren. Ich bin ſchlechterdings nichts, als ein Schüler deſſen, deſſen Schüler ihr alle ſeid, ihr mögt das Augsburgiſche oder Athanaſiſche Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päbſte, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, ſo

viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens nöthig ist, als sie."

So müßte solchen verkehrten Bekehrern der Jude antworten, dessen Uebertritt ihnen allein wünschenswerth sein kann, und vielleicht kommt nun mancher, der an solchen zudringlichen, überflüssigen Bekehrungsversuchen Antheil nimmt, davon zurück, wenn er sich aus diesen Blättern überzeugt, daß, um gut und rechtlich zu handeln, es an Aufmunterung bei den Israeliten nicht fehlt.

Den Letztern glaube ich diese Blätter noch in anderer Hinsicht empfehlen zu können. Herr H. bedauert es, daß sie das Studium des Talmuds vernachlässigen, der Weisheit ihrer Väter spotten. Er giebt aber selbst die Ursache an, warum das Erstere fast nothwendige Folge sein mußte (S. 186.) und dem Letztern wird diese Sammlung hoffentlich für geraume Zeit entgegenwirken. Sie möge eine Erholung am Sabbath, nach der Predigt in der Synagoge sein; die Knaben und Mädchen in veredelten

Erziehungsanstalten mögen, unter den Augen ihrer Lehrer und Eltern, manchmal einen Abschnitt daraus lesen.

Was die Bearbeitung betrifft: so habe ich den, S. VI. geäußerten Fingerzeig des Herrn Verf. selbst so weit ausgeführt, daß ich die Erzählungen selbst im Stil jenes Alterthümlichen zu geben trachtete, das die deutsche, biegsame Sprache leichter gestattet, als die englische. In Betreff der Anordnung wich ich ebenfalls etwas ab. Die wenigen historischen Abschnitte ordnete ich zusammen in eine kleine Reihe zu Ende. Die Bemerkungen des Verf. sind mit H. angezeichnet.

Und so segne der Höchste, was mit Fleiß vom Hrn. H. begonnen, mit Liebe von mir für alle Christen und Juden nach Deutschland verpflanzt war!

L. im Aug. 1826.

Sagen der Hebräer.

1.

Moſes und das Lamm.

„Der Herr iſt gut mit uns allen und ſeine Gnade herrſcht über alle Werke.“

Als Moſes die Heerden des Jethro in der Wüſte hütete, entwich ein Lamm der Heerde. Moſes eilte ihm nach, aber es lief geſchwinder, denn er, und er kam ihm erſt nahe, wie es an einer Quelle ſtand und ſeinen Durſt löſchte. „Du unſchuldiges, zartes Weſen!“ ſprach da Moſes zu ihm. „Jetzt ſeh' ich, warum du davon eilteſt. Hätte ich es gewußt, ich würde dich ſelbſt zur Quelle getragen haben! Doch komm, kleine Unſchuld, jetzt auf meinen Arm!“

Und er brachte es ſo zur Heerde zurück. Der allmächtige Vater im Himmel aber lobte die That, und es ward eine Stimme gehört: „Moſes! Wenn ein Thierlein alſo dein Mitleid erregt, wie wird es bei den Kindern der Menſchen noch mehr fühlen! Hinfort ſollſt du der Hirte meiner auserwählten

Heerde seyn, denn der Herr ist gewärtig allen, und seine Gnade waltet über alle Welkē!"

2.

Der Werth eines guten Weibes.

„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen Schatz, gröſser, als köſtliche Perlen."

Und einen solchen Schatz hatte der berühmte Lehrer, Rabbi Meir gefunden. Einst saſs er den ganzen Sabbath in der Synagoge und unterrichtete das Volk. Aber während er von Hause abwesend war, starben seine zwei Söhne, die beide von ungewöhnlicher Schönheit und des Gesetzes kundig waren. Sein Weib trug sie in ihr Schlafgemach und legte sie auf ihr Ehebett und deckte ein weiſses Tuch über die Leichname. Gegen Abend kam Rabbi Meir nach Hause.

„Wo sind meine geliebten Söhne," fragte er, „daſs ich ihnen meinen Segen geben kann?"

„Sie sind in die Synagoge gegangen!" war die Antwort.

„Ich schaute mehr als einmal ringsherum in der Schule, und sah sie nicht!" erwiederte der Rabbi.

Das Weib brachte ihm einen Becher und er lobte den Herrn, denn der Sabbath ging zu Ende. Dann trank er und fragte wiederum:

„Wo sind meine Söhne, daß sie trinken aus dem gesegneten Becher?"

„Sie werden nicht fern seyn!" sprach das Weib und trug Speise vor ihm auf, daß er essen möchte.

Er aber war fröhlich und wohlgemuth und als er nach dem Mahle gebetet hatte, sagte sie zu ihm:

„Rabbi, so du es erlaubst, möcht' ich wohl eine Frage an dich thun?"

„So frage nur, meine Liebe!" antwortete er.

„Vor einigen Tagen gab mir Jemand etliche Kleinodien aufzubewahren und nun fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm zurückgeben?"

„Diese Frage sollte mein Weib an mich zu thun, nicht für nöthig gehalten haben!" sprach Rabbi Meir. „Wie? Wolltest du anstehen oder unwillig irgend Jemandem sein Eigenthum zurückerstatten?"

„Nein!" erwiederte sie. „Aber doch hielt ich es für das Beste, sie nicht zurückzugeben, bis du davon unterrichtet seyst!"

Und sie führte ihn hinauf ins Schlafgemach und

trat zum Bett und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen weg.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!“ jammerte da der Vater laut. „Meine Söhne! das Licht meiner Augen! die Leuchte meines Verstandes! Ich war euer Vater, aber ihr lehrtet mich das Gesetz.“

Da drehte sich die Mutter hinweg und weinte bitterlich. Endlich nahm sie ihres Gatten Hand und sagte: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, nicht mit Unwillen das, was uns anvertraut war, zurückzugeben? Siehe, der Herr hat sie gegeben und hat sie genommen. Der Name des Herrn sey gelobt!“

„Der Name des Herrn sey gelobt!“ wiederholte Rabbi Meir und gelobt sey sein Name auch um deinetwillen! Denn es steht geschrieben: „Wer ein tugendhaft Weib fand, hat einen größern Schatz, als köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist freundliche Lehre!“

3.

Der Herr thut wohl den Menschen und Thieren.

Als Alexander hinauszog, die Welt zu erobern, kam er zu einem Volke Afrika's, das in einem fer-

nen, abgesonderten Lande in friedlichen Hütten wohnte, und weder den Krieg, noch den Eroberer kannte. Und man führte ihn zum Herrn des Landes, welcher ihn gastfreundlich empfing, und vor ihm goldne Datteln, goldne Feigen, so auch Brot von Gold auftragen ließ.

„Esset Ihr Gold in diesem Lande?" fragte Alexander.

„Ich nehme," erwiederte der König der Afrikaner, „ich nehme es für ausgemacht an, daß Du gewöhnliche Speise genug in Deinem eignen Lande hast. Weshalb wärst Du wohl sonst gekommen, als um des Goldes willen?"

„Dein Gold hat mich nicht hergeführt! Ich wollte mit Euren Sitten und Gewohnheiten bekannt werden!" rief Alexander.

„Wenn das ist, so bleibe bei uns, wie lange es Dir gefallen wird!" bat der andere. Und als sie so gesprochen hatten, traten zwei Männer herein, um über eine Sache entscheiden zu lassen. Es klagte aber der eine: „Von diesem Manne kaufte ich einen Acker Landes, und als ich eine tiefe Furche hineinzog, fand ich einen Schatz. Derselbige gehört doch aber mir nicht, denn ich kaufte den Acker, nicht aber Schätze, die darin verborgen seyn möch-

ten. So will er nun den Schatz nicht zurücknehmen."

Da vertheidigte sich der andere und sprach: „Hab' ich doch auch ein Gewissen, gleich meinem Freunde da! Und habe ich ihm den Acker verkauft mit allem, was dazu gehört, und folglich auch mit dem Schatze, der darin lag!"

Der Herrscher aber und oberste Richter in diesem Lande wiederholte ihre Worte, damit beide sahen, wie er sie wohl verstanden habe, und sann eine Weile nach und fragte dann den einen: „Hast Du nicht einen Sohn?" — Und den andern: „Hast Du nicht eine Tochter?" Als aber beide Ja geantwortet hatten, entschied er: „So laß Deinen Sohn die Tochter Deines Freundes heirathen, und gieb ihnen den Schatz zur Aussteuer."

Alexander aber schien erstaunt und überrascht.

„Hältst Du meinen Ausspruch für ungerecht?" fragte ihn der Afrikanerfürst.

„Nein;" war Alexanders Gegenrede; „aber er nimmt mich doch Wunder!"

„Und wie würde wohl in Deinem Lande verfahren worden seyn?"

„Aufrichtig gesprochen — Wir hätten beide

Parthelen in Gewahrsam gebracht und den Schatz zum Besten des Königs weggenommen."

„Zum Besten des Königs! Wie? — Scheint denn in Deinem Lande die Sonne?"

„O ja!"

„Und es regnet auch daselbst?"

„Freilich!"

„Wunderbar! Aber — sind denn auch Thiere daselbst, welche von Gras und grünen Kräutern leben?"

„Sehr viele; von aller Art!"

„Nun, das muß die Ursache seyn! Wegen dieser unschuldigen Geschöpfe läßt der Allgütige seine Sonne scheinen und den Regen auf euer Land fallen; denn die Bewohner desselben sind solches Segens nicht werth!"

4.

Der Weltweise und ein Rabbi.

„Euer Gott nennt sich in seinem Buche einen eifersüchtigen Gott, welcher keine andern Götter neben sich dulden kann und bei jeder Gelegenheit thut er seinen Abscheu gegen Vielgötterei kund. Wie kommt es aber, daß er die Verehrer der

falschen Götter mehr bedroht und sie mehr zu hassen scheint, als die falschen Götter selbst?" — So fragte ein griechischer Weltweiser einen Rabbi. Aber dieser antwortete ihm:

„Ein König hatte einen ungehorsamen Sohn, und, neben andern nichtsnützigen Streichen mancherlei Art, war er boshaft genug, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel beizulegen. Sollte der König nun seinen Zorn am Sohne oder an den Hunden auslassen?"

„Gut entgegnet!" rief der Philosoph. „Aber wenn nun euer Gott die Gegenstände der Abgötter vernichtete, so nähme er ja die Veranlassung dazu hinweg?"

„Allerdings!" bemerkte der Rabbi, „wenn die Thoren nur solche Dinge anbeteten, die sonst keinen Nutzen hätten, als den, wozu sie ihre Einfalt auserlesen hat; wenn die Götzenbilder immer so werthlos wären, als die Abgötterei verächtlich ist. Aber die Thoren beten Sonne und Mond, die Flüsse, das Meer, das Feuer und die Luft und was sonst noch an. Sollte der Herr, dieser Einfältigen wegen, seine Werke zerstören und die Gesetze vernichten, welche seine Weisheit für die Natur gab? Wenn Jemand Saamen stahl und ihn säte, soll die Saat nicht aus

der Erde entkeimen, weil der Saamen entwendet ward? O nein! Der weise Schöpfer läßt die Natur ihren Lauf wandeln, denn ihr Weg ist von ihm geordnet. Was thut es, wenn die Kinder der Thorheit sie zum Bösen brauchen? Der Tag der Rechenschaft ist nicht fern und die Menschen werden dann lernen, daß ihre Thaten in ihren Folgen so sicher erscheinen, wie das grüne Blatt aus dem Saamenkorn, welches in der Erde begraben ward!"

5.

Schönheit und Weisheit sind selten vereint oder: Rabbi Joshuah und die Prinzessin.

Rabbi Joshuah, der Sohn des Chananyah, gehörte zu den Männern, deren Geist schöner gebildet ist, als ihr Körper. Er sah so schwarz aus, daß ihn die Leute den Grobschmied nannten, und die Kinder mit ihm zum Fürchten brachten. Aber er besaß Weisheit und Wissenschaft, und alles Volk liebte und achtete ihn, und der Kaiser Trajan hielt gar große Stücke auf ihn. Als er aber eines Tages am Hofe war, spottete die Tochter des Kaisers über seine Häßlichkeit. „Rabbi," sprach sie zu ihm, „wie kommt es doch, daß so hohe Weisheit in so

ſchlechtem Gefäß verborgen iſt?" Joſhuah aber antwortete und bat ſie, ihm zu ſagen: in welchen Gefäßen ihr Vater den Wein bewahre? — „Ei, wie in andern, als irdenen?" ſprach die Prinzeſſin. „O," rief da der Rabbi, „thun doch dies auch die gemeinen Leute! Der Wein des Kaiſers ſollte wohl in beſſern Gefäßen bewahrt werden!" Die Prinzeſſin glaubte, daß er dies ernſtlich gemeint habe, und nahm es zu Herzen, und befahl eine Menge des Weins aus den irdenen Krügen in ſilberne und goldene Gefäße zu ſchütten. Doch bald nachher koſtete ſie den Wein und fand ihn ſauer und ſchal. „Joſhuah," ſagte ſie da zu ihm, „was haſt du mir für einen feinen Rath gegeben? Weißt du auch, daß mir der Wein in den ſilbernen und goldenen Gefäßen verdorben iſt?" — „So haſt du gelernt," entgegnete der jüdiſche Weiſe, „daß ſich derſelbe in geringen Gefäßen am beſten bewahren läßt. Eben ſo iſt es mit der Weisheit!" —

„Weiß' ich doch auch, daß viele Männer weiſe und dennoch ſchön gebildet ſind!"

„Wohl wahr!" entgegnete der Rabbi. „Aber höchſtwahrſcheinlich würden ſie noch größer geweſen ſeyn, falls ſie minder ſchön waren."

Er wollte damit andeuten, daß Schönheit

gemeiniglich die Eitelkeit zur Begleiterin hat, und dieſe leitet, wie wir wohl wiſſen, nicht ſehr zur Weisheit!

6.

Auch das Unglück, von Gott über uns verhängt, muß zu unſerm Frieden dienen!

„Alle Wege des Herrn ſind eitel Güte und Wahrheit für ſolche, die ſeinen Bund und ſeine Zeugniſſe halten!"

„Wenn der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten die Leute umſonſt. Wenn der Herr nicht die Stadt bewacht, ſo wachen die Wächter umſonſt!"

Bei aller Weisheit, deren ſich der Menſch rühmt, iſt er nur ein kurzſichtiges Geſchöpf, und bei aller ſeiner vermeinten Macht ein ſchwaches, hülfloſes Weſen. Ein jeder hat wohl dies aus eigner Erfahrung gelernt, doch in der Schrift findet er die überraſchendſten Zeugniſſe. Gewiß freute ſich der König David, gleich jedem Vater, als ihm Abſalon geboren wurde; der Sohn, der ihn, den Herrn, vom Throne ſtieß und ſeine ſpätern Tage alle verbitterte! Jacob weinte ſchmerzlich und

jammerte, als ihm Joseph verloren war, denn er dachte nicht, wie sein Verschwinden ihn und alle die Seinigen einst vom Hunger retten würde; wie dies Verschwinden ein Glied in der Kette jener erstaunlichen Ereignisse seyn, deren Einfluß sich bis auf unsere Tage erstreckt und deren letzter Erfolg noch im Schooße der Zeit verborgen liegt!

Niemand weiß, was ihm im nächsten Augenblick begegnen wird. Wenn er es wüßte, könnte er nicht den Gang der Dinge aufhalten und ändern. So weise wir sind, so sehr wir einige unmittelbar entspringende Folgen voraus sehen können: immer sind doch die entfernten, die endlichen Folgen unserm beschränkten Blicke verborgen. Oft wünschen wir Dinge und würden sie uns gewährt, so brächten sie uns in Jammer und Elend! Oft beweinen und beklagen wir, was endlich zu unserm Frieden dient! Wie könnte ein Mensch allen Gefahren entgehen, die ihn umgeben; wie würde er oft in das Verderben laufen, dem er zu entfliehen hofft, wenn nicht der Höchste gnädig über uns wachte, der uns das Leben gab, der für unsere Wohlfahrt sorgt und unsere Schritte leitet!

Er ist es, der uns vor der schädlichen Seuche bewahrt, die im Finstern schleicht, und vor dem

Verderben, das um Mitternacht wüthet. Er ist es, der unsere Klage in Freude kehrt und das jetzige Uebel in immerwährendes Gute verwandelt! Wohl dem Mann, der den Gott Jacobs zu seiner Hülfe hat und auf den Herrn, seinen Gott baut!

Rabbi Akiba war von dieser Wahrheit erfüllt, so überzeugt war er: es könne aus der Quelle des Guten kein wahres Uebel entspringen, daß er selbst unter den größten Leiden und Kümmernissen zu sagen pflegte: Was Gott thut, das ist zu unserm Besten gethan! Die alten Weisen Israels haben uns gelehrt, den gleichen Glauben festzuhalten und zur Erläuterung davon folgende Erzählung überliefert:

Auch das Unglück muß zu unserm Frieden dienen.

„Er befreit von der schädlichen Pestilenz, die in der Finsterniß wandelt, und von dem Verderben, das um Mitternacht droht. Er verwandelt unsre Klage in Freude und unser Ungemach in dauerndes Glück. Wohl dem, der den Gott Jakobs zu seiner Hülfe hat und auf den Herrn, seinen Gott baut!“

So dachte Rabbi Akiba, als ihn eine heftige Verfolgung nöthigte, die Heimath zu verlassen und er durch dürres Land und traurige Einöden wan-

derte. Nichts hatte er bei ſich, als eine Lampe, welche ihm des Nachts leuchtete, wenn er das Gebet las; und einen Hahn, der ihm ſtatt einer Uhr diente und die anbrechende Morgenröthe verkündete; und einen Eſel, auf welchem er ritt.

Schon ſank die Sonne am Himmel hinab und die Nacht kam herauf, und der arme Wanderer wußte nicht, wo er ſein Haupt hinlegen und die müden Glieder ſtärken ſollte, als er an ein Dorf kam und ſich freute, weil er glaubte, daß Mitleid und Nächſtenliebe wohne, wo Menſchen ſeyen. Er bat, daß ſie ihn die Nacht beherbergen möchten, ward aber hinausgewieſen. Nicht einer wollte ihm ſeine Hütte öffnen, und er mußte im nahen Walde eine Stätte ſuchen. „Das iſt hart, ſehr hart!“ ſeufzte er. „Kein Dach zu finden, das mich gegen den Sturm und den Regen ſchützt! Doch der Herr iſt gerecht, und was er thut, das iſt wohlgethan!“ Und er ſetzte ſich unter einen Baum und zündete ſeine Lampe an, und fing an, im Geſetz zu leſen. Als er aber ein Kapitel beendigt hatte, blies ein heftiger Sturm ihm die Lampe aus. „Wie?“ rief er, „ſo ſoll es mir nicht vergönnt ſeyn, im Geſetze zu leſen? Doch der Herr iſt gerecht, und was er thut, iſt auch wohlgethan!“

Und er legte ſich nieder auf die Erde und wollte ſchlafen. Es kam aber, als er kaum die Augen geſchloſſen hatte, ein Wolf und zerriß ſeinen Hahn, und erſchrocken rief Akiba: „welch neues Unglück iſt dieß! Mein treuer Gefährte iſt dahin! Wer wird mich wecken, hinfort zu leſen im Geſetze des Herrn? Doch der Herr iſt gerecht, und was er thut, iſt auch wohlgethan!" Kaum hatte er das Wort geſprochen, als ein grimmiger Leu herbeiſprang und ſeinen Eſel tödtete. „Was ſoll ich nun beginnen?" klagte der einſame Wanderer. „Meine Lampe und mein Hahn — mein Thier — alles — alles iſt dahin! Doch — gelobt ſey der Herr, denn was er thut, iſt auch wohlgethan!"

Schlaflos vollbrachte er die Nacht, und frühe am Morgen wandelte er zum Dorfe, um ſich ein anderes Thier zu kaufen, das ihn trüge. Doch eine Räuberbande war in der Nacht in das Dorf gefallen und hatte alle getödtet und ihre Habe geraubt. Als Akiba ſich von dem Schrecken erholt hatte, erhob er ſeine Stimme und betete laut: „Herr Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, jetzt erkenne ich, wie blöde und kurzſichtig der Menſch iſt, und wie das Unglück ſelbſt zu ſeinem Frieden dient! Du allein biſt gerecht, und gütig und barmherzig! Sie

trieben mich hinaus, und darum theilte ich nicht ihr Schicksal. Der Wind löschte meine Lampe aus, denn die Räuber hätten dann die Leuchte gesehen und auch mich getödtet. Deiner Gnade danke ich, daß meine Gefährten verderbt wurden, denn ihr Geschrei hätte die Räuber gelockt. Gelobt sey dein Name immer für und für!"

7.

Die Ehescheidung.

„Durch weise Weiber wird das Haus erbauet!"

Zehn Jahre war ein Israelit in Sidon mit seinem Weibe verheirathet und hatte keine Kinder, und beschloß, sich von seinem Weibe zu scheiden. Er kam aber zum Rabbi Simon, welcher nicht gern sah, wenn sich Männer von ihren Weibern scheiden ließen, und daher zu dem Manne und dessen Weibe sprach: „Meine Kinder, als Ihr Euch mit einander verheirathet habt, wart Ihr da nicht voll Freude und Fröhlichkeit? Richtetet Ihr nicht ein Gastmahl an, und ludet Eure Freunde ein? Nun, jetzt, da Ihr Euch scheiden wollt, laßt es auch bei der Scheidung so seyn! Geht heim, bestellt ein Mahl und Eure

Freunde seyen eingeladen! Morgen aber kommt alsdann zu mir: so will ich euren Wünschen willfahrten!" Und sie gingen nach Hause, und thaten, wie er gesagt, und richteten ein großes Gastmahl aus. Als sie aber fröhlich und guter Dinge waren, sprach der Mann voll süßen Weines zu seinem Weibe: „Haben wir doch so viele Jahre mit einander in Lust und Freude gelebt, und bewegt's mich blos zur Scheidung, daß du mir keine Kinder geboren hast! So nimm dir denn aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt, auf daß du siehst, wie ich kein Böses gegen dich hege!" — „Dem geschehe also!" sprach das Weib. Der Becher aber ging noch fleißig herum, und viele wurden trunken und schliefen ein. Unter ihnen war auch der Hausherr. Kaum sahe dies sein Weib, als sie befahl, ihn sein sanft nach ihres Vaters Hause zu tragen und in ein Bett zu legen. Sie aber setzte sich zur Seite desselben und wartete, daß er erwache. Und da er munter war, wunderte er sich und fragte: „Wie geschieht mir? Wo bin ich? Was bedeutet dies?" — Da trat sie hinter dem Vorhange, der sie verbarg, hervor, und bat ihn, nicht in Angst zu seyn; er sey in ihres Vaters Hause. „In deines Vaters Hause?" rief er. „Weib, was hab' ich

mit deinem Vater zu schaffen?" Sie aber sprach mit schmeichelnden Worten: „Mein theurer Herr und Ehegemahl, habe ein wenig Geduld und laß dich von mir daran erinnern, wie du befahlst: So nimm aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt! Nun gefiel mir unter allen Kostbarkeiten desselben doch nichts so sehr, als du, und ist kein Schatz auf der Erde, für den ich dich lassen möchte! Und thät' ich also, wie du mir geheißen hast!" — Da wurde dem Manne das Herz aufgethan, und er umarmte sie weinend und nahm sie wieder an als sein Weib, und sie lebten hinfort fröhlich mit einander viele Jahre lang.

8.

Die himmlische Lampe.

„Die Leuchte des Herrn ist des Menschen Odem."

Rabbi Tanchum ward eines Tages gefragt, ob es erlaubt sei, eine Kerze am Sabbath auszulöschen, wenn sie einem Kranken beschwerlich fiele? „Welche Frage ist dies? rief der Rabbi. Nicht wahr, ihr nennt eine brennende Kerze ein Licht? So ist auch die menschliche Seele eines. Ja sie heißt sogar ein himmlisches Licht. Ist es nun

nicht beſſer, ein Licht auf Erden auszulöſchen, als ein himmliſches?"

9.

Ceremonien und Gebräuche haben nur Werth, wenn ihnen das Innere entſpricht.

„Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider!"

Faſten mag wohl dem Körper wehe thun, aber nicht die Krankheiten der Seele reinigen, und Gott kann es nicht angenehm ſein, als wenn es von aufrichtiger Reue und Rechtthun begleitet wird. Leſet den Propheten Jeſaias, falls ihr wiſſen wollt, welche Art von Faſten Gott angenehm ſei.

Es hätte ein böſer und den Abgöttern ergebner König den gerechten Zorn Gottes durch ſeine Miſſethat auf ſich geladen und über ſein Volk groß Elend gebracht, denn er handelte unbeſonnen und ohne Weisheit. Bedrückung und Tyrannei erzeugten Aberglauben und Schwärmerei. Dem unwiſſenden Volk ward von ſeinen unwiſſenden Lehrern geſagt, daß es faſten und beten müßte, den Zorn des Herrn zu verſöhnen. Und darum hüllten ſich alle in Säcke und ſtreuten Aſche auf ihre Häupter. Als ſie aber ſahen,

daß das Elend bei aller Selbstpeinigung fortdaure, riefen sie zu dem Herrn: „Warum fasten wir und du siehst es nicht? Warum peinigen wir unsern Körper und du beachtest es nicht?“ Da befahl der Allmächtige dem getäuschten Volke die wahre Ursache seiner Leiden und seines Unwillens zu entdecken, und der Prophet Jesaias rief laut, wie eine Posaune, in seinem Namen:

„Siehe, ihr fastet, daß ihr hadert; und zanket und schlagt mit der Faust ungöttlich. Fastet nicht also, wie ihr jetzt thut; daß ein Geschrei von euch in der Höhe gehört wird! Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll: daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thut, oder seinen Kopf hänget, wie ein Schilf oder auf einem Sacke und in der Asche liegt? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag dem Herrn angenehm?“

„Das aber ist ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb Freiheit dem seufzenden Knechte und brich entzwei jedes drückende Joch. Brich dem Hungrigen dein Brod und nimm den Unglücklichen in dein Haus. Siehst du einen Nackenden, so bekleide ihn und entziehe dich nicht

deinem eignen Fleiſch. Dann wird dein Licht leuchten, wie die Morgenröthe und dein Wohlſein ſchnell zunehmen. Die Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn dir nachfolgen. Dann wirſt du rufen und der Herr wird antworten. Dann wirſt du beten und er wird ſagen: Hier bin ich!" (Jeſ. LVIII. 1 — 9.)

Minder ſchön, doch nicht minder lehrreich drückten einige alte Rabbiner denſelben Gedanken aus. In den Tagen des Rabbi Tanchuma war eine große Trockenheit. Mehrere Tage ſchmachtete das Volk und es kam kein Regen. Da ſprach der Rabbi:

„Meine Kinder, wenn ihr wünſcht, daß euer Faſten Gott gefallen ſoll, ſo laßt es von Handlungen des frommen und barmherzigen Sinnes begleitet ſein."

Und das Volk öffnete ſeine Seckel und vertheilte den Armen, den Bedrängten. Ein Mann aber gab einem armen Weibe Geld, die ehemals ſeine Gattin geweſen und von ihm geſchieden worden war. Das ſahen die andern und da durch das Geſetz der Ueberlieferung jeder Umgang zwiſchen Mann und Weib verboten iſt, die einmal geſchieden wurden, ſo meinten ſie fälſchlich, daß ſolch Verbot ſich auch auf ſolche Handlungen der Barmherzigkeit erſtrecke.

„Rabbi, Rabbi, riefen sie heftig und ungestüm. Wir sitzen hier als müßige Zuschauer und es wird eine so große Sünde begangen?“ Und sie erzählten ihm, was geschehen war. Der gute Rabbi aber wünschte, ein solches verderbliches Vorurtheil aus ihrem Herzen zu verbannen und ließ den vermeinten Schuldigen zu sich kommen und fragte ihn, warum er so gethan habe.

„Meister, antwortete ihm der barmherzige Israelit, es ist wahr, daß ich diesem armen Weibe Geld gab. Aber ich sahe ihre große Noth und mein Herz ward mit Mitleiden erfüllt.“

Der tugendhafte Rabbi aber tadelte nicht nur nicht seine Handlung, sondern lobte sie auch höchlich, und um die Barmherzigkeit, welche keine Grenzen, keine Schranken, keinen Unterschied kennt, den Herzen der Anwesenden noch mehr einzuprägen, brachte er diese That in seinem Gebet zum Höchsten vor und flehte also:

„Herr aller Welten! Wenn die Noth dieses Weibes, das kein Recht auf die Milde dessen hatder sich von ihr scheiden ließ, doch sein Mitleid erregte: welche Hülfe können denn wir, das Werk deiner eignen Hände, die Kinder Abrahams, Isaaks

und Jacobs, die du geliebt haſt, von dir, dem Vater der Barmherzigkeit erwarten!"

Und Gott erhörte ſein Gebet. Es kam Regen in Ueberfluß; die Erde ward fruchtbar und das jammernde Volk getröſtet.

10.

Die Schrift iſt unpartheiiſch.

„Der Verfaſſer der Bücher, welche ihr heilig nennt, ſprach ein römiſches Weib zu Rabbi Joſias, ſcheint mir bei der Erzählung einiger Ereigniſſe ſehr partheiiſch zu ſein. Manche ſcheinen mir ganz unglaublich. — Iſt es möglich, daß Joſeph, ein armer, elender Sklave, in der Blüthe ſeiner Jugend, den wiederholten Aufforderungen und den verführeriſchen Reizen ſeiner reichen, mächtigen, verliebten Herrin widerſtanden habe?"

„Du würdeſt nicht ſo ſprechen, entgegnete der Rabbi, hätteſt du die Bücher, von denen du einige Kenntniß haſt, mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen."

Er machte ſie nun auf die Erzählungen von Ruben und Bilha, Juda und Thamar aufmerkſam. „Sie waren, bemerkte er, älter als Jo-

seyd und mehr als er, und doch verschweigt der Geschichtschreiber ihre Fehler nicht, sondern legt sie ihren Nachkommen offen dar. Denn das Eigenthümliche unserer heiligen Bücher ist, daß sie die Handlungen unserer Vorfahren getreu und unpartheiisch erzählen, ihre Fehler nicht verschlimmern und ihre Tugenden nicht vergrößern, damit die Nachkommen jene meiden und diese nachahmen mögen!"

11.

Spotte nicht der Armuth und natürlichen Gebrechen.

„Wer des Armen spottet, tadelt dessen Schöpfer.

„Verachte den Armen nicht, denn du weißt nicht, wie bald du sein Loos theilst. Verachte die Gebrechlichen nicht; ihre Gebrechen sind nicht ihr Werk und warum willst du ihr Unglück mehren.

„Verachte keine Creatur; auch die geringste ist ihres Schöpfers werth."

Als Rabbi Elieser aus der Stadt heimkehrte, wo sein Meister wohnte, war er gar sehr wegen der

Weisheit aufgeblasen, die er erlangt hatte. Auf seinem Wege aber traf er einen sonderbar verunstalteten und häßlich aussehenden Mann, der nach derselben Stadt wanderte. Und der Fremde grüßte ihn mit den Worten: „Friede sei mit dir, Rabbi!" Doch Elieser, stolz auf seine Wissenschaft, erwiederte nicht den freundlichen Gruß, und betrachtete blos die häßliche Gestalt des Fremden, und sagte scherzend: „Racca, sind die Einwohner deiner Stadt alle so mißgestaltet, wie du?"

Da wunderte sich der Fremde über den Mangel an Sitten bei Elieser, und rief über solchen Spott erzürnt: „Das weiß ich nicht. Besser thätest du, den großen Meister darnach zu fragen, der mich geschaffen hat!"

Der Rabbi gewahrte seines Fehlgriffs und stieg von dem Thiere ab, auf welchem er ritt, und warf sich dem Fremdling mit der Bitte zu Füßen, ihm einen Fehler zu verzeihen, den er in der Unbesonnenheit des Herzens begangen habe, und stets aufrichtig bedaure.

„Nein! zankte der Fremde, erst gehe zu dem Künstler, der mich geschaffen hat, und sag ihm: Großer Meister, welch ein häßliches Gefäß hast du gebildet!"

Elieſer fuhr mit Bitten fort und der Fremde achtete ihrer nicht. Während der Zeit aber kamen ſie nahe zu der Stadt, wo Rabbi Elieſer geboren war. Die Einwohner hatten Kunde von ſeiner Ankunft und zogen in Menge, ihn zu begrüßen, „Friede ſei mit dir, Rabbi, riefen ſie; willkommen biſt du, unſer Lehrer!“

„Wen nennt ihr Rabbi?“ fragte da der Fremde.

Das Volk zeigte auf Elieſer.

„Und ihm gebt ihr die Ehre des Namens Rabbi? fuhr der Arme fort. O daß Iſrael nicht viel zeuge wie er!“

Und er erzählte, was vorgefallen war.

„Er hat unrecht gethan!“ rief das Volk, aber er iſt das gewahr worden; vergieb ihm, denn er iſt ein großer Mann und wohl erfahren im Geſetz!“

Der Fremde vergab ihm nun und bekannte, daß er nur darum ſo hartnäckig geweſen ſei, um auf den Rabbi deſto größeren Eindruck zu machen. Elieſer dankte ihm und ſtellte ſeine Weiſe als zur Warnung auf, den Fremden aber rechtfertigte er, und ſagte: Ein Menſch ſoll nicht des Armen potten, noch des Gebrechlichen, und thut er es, nicht leicht Verzeihung erhalten.

12.

Wohlthun trägt oft reichliche Zinsen.

Rabbi Elieſer, Rabbi Joſhuah und Rabbi Akibba wanderten alle Jahre im Lande Iſraels herum, um Geld für die Armen zu ſammeln. Niemand aber gab ihnen reichlicher und mit freundlicherer Miene, als Aben-Judan, der ein gar wohlhabender Mann war. Doch das Glück iſt nimmer beſtändig. Ein Hagelwetter zerſchlug ſeine Saaten, eine Seuche tödtete ihm die Heerden der Schafe und Rinder, und Aecker und Weinberge wurden von den Schuldnern genommen. Nur ein kleines Feld blieb ihm, und ſolch ſchneller Wechſel des Glücks hätte wohl das Herz manches Andern gebeugt. Doch Aben-Judan baute auf den Herrn und trug ſein Geſchick, „denn, ſprach er, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gelobt ſei ſein Name ewiglich!" Er baute fleißig ſeinen Acker und war fröhlich und vergnügt. Aber als ein Jahr um war, ſaß er eines Abends vor der Thüre ſeiner kleinen Hütte und ſah von fern die Rabbi's kommen. Da gedachte er des frühern Reichthums und zum erſtenmale fühlte er die Fülle der Armuth. „Was war Aben-Judan, ſeufzte er, und

was iſt er jetzt!" Traurig und kummervoll begab er ſich in einen Winkel ſeiner Hütte, und als ihn ſein Weib ſah, ſprach ſie zärtlich zu ihm: „Was fehlet dir, mein Geliebter? Biſt du nicht wohl? So ſage mirs, daß ich dir helfen kann!" — „Ach, daß es in deiner Macht ſtände!" klagte Aben-Judan. Aber der Herr allein kann die Wunden heilen, welche er geſchlagen hat! Gedenkſt du noch der Tage unſers Glücks, wo unſer Korn den Hungrigen ſättigte, unſere Heerde den Nackten kleidete und unſer Oel und Wein den Betrübten erquickte? Die Waiſen kamen zu uns und ſegneten uns, und das Herz der Witwe ſang vor Freuden! Damals ſchmeckten wir die Wonne des Himmels. Doch jetzt können wir nicht dem Vaterloſen helfen und den Armen ſpenden, denn wir ſind ſelbſt arm und elend. Siehſt du nicht die Männer kommen, welche Almoſen ſammeln? Sie werden anklopfen und was ſollen wir dann geben?

„Jammere nicht, theurer Gatte!" tröſtete ihn das Weib. „Wir haben noch ein ſchön Stück Feld. So laß uns die Hälfte deſſelben verkaufen und den Erlöß zum Beſten der Armen geben!"

Da erglänzte das Antlitz des Mannes vor Freuden und er that alſo; und als die Rabbi's

kamen, reichte er ihnen das Geld dar. Sie nahmen es und sprachen beim Scheiden: „Möge der Herr dir wieder seinen Segen geben!“ Aben-Judan aber ward wieder fröhlich und arbeitete und ackerte sein kleines Feld. Und als er eines Tages hinter dem Pfluge wandelte, fiel sein Ochse mit dem Fuße in eine Tiefe und konnte nicht heraus. Da half er ihm nach allen Kräften und sahe es in der Tiefe unter dem Thiere glänzen, wie Gold, Silber und Edelgestein. Das machte ihn aufmerksam, und er grub tiefer und fand zu seiner großen Freude einen reichen Schatz; den trug er nach seiner Hütte, um ein großes Haus und Acker und Heerden zu kaufen, wie er sie gehabt hatte, und noch vielmehr dazu. Doch auch den Armen vergaß er nicht und ward wieder ein Vater der Waisen und ein Tröster der Unglücklichen. Wie aber die Zeit kam, wo die Rabbi's Almosen sammelten, fanden sie Aben-Judan nicht in seiner Hütte und fragten nach ihm im Dorfe: wo er sei? was er mache? Da riefen alle Armen fröhlich und wohlgemuth: „Aben-Judan? der gute und gerechte Aben-Judan? Schaut ihr die Schafe und Rinder dort? Sie gehören Aben-Judan. Seht ihr diese wogenden Saaten und Gärten und jene Weinberge? diese Häuser? Sie

gehören Aben-Judan! Wer ist reich gleich ihm, und gütig und barmherzig, wie er!" Da kam Aben-Judan des Weges und die Rabbi's grüßten ihn und fragten, was er mache. „Euer Gebet hat reiche Frucht getragen!" antwortete er und führte sie nach seinem Hause, wo er ihnen eine große Gabe für die Armen reichte. Sie aber zeigten ihm das Buch, in welchem die Gaben im vorigen Jahre verzeichnet waren und die Seinige stand oben an; „denn, sprachen sie, du wärest dem Manne gleich, von welchem Salomo sagt: Ein Mensch giebt über seine Habe hinaus und dies bringet ihn vor die Großen!" *)

13.

Wer hat den Vorzug?

„Es steht geschrieben in eurem Gesetz, sprach einst ein Heide zum Rabbi Joshuah, daß ihr in Dingen, wo nicht Uebereinstimmung erzielt werden kann, der Mehrheit der Stimmen folgen sollt. Nun müßt ihr doch bekennen, daß wir Heiden viel mehr sind,

*) Sprüche Salom. XIII. 16.

als ihr! Warum folgt ihr nun nicht unserer Art, Gott anzubeten?"

„Bevor ich deine Frage beantworte, erwiederte der Rabbi, so erlaube, daß ich dir selbst eine Frage vorlege. Hast du Kinder?"

„Ach! du erinnerst mich an die größte Quelle meiner Unruhe!" sprach der Heide.

„Nun, was ist der Grund davon?"

„Das will ich dir sagen. Ich habe mehrere Söhne und im Ganzen leben sie friedlich mit einander. Doch wenn das Mittagmal da ist und das Gebet kommt, wünscht Jeder zu seinem Gott in seiner Weise zu beten. Der eine ruft den Jupiter, der andere den Mars und der dritte den Neptun an, und jeder erhebt den, welchen er anzubeten wünscht. Er behauptet, daß der seinige größer sei. Von Worten kommt es oft zu Schlägen. Statt eines fröhlichen Mahles sehen wir dann oft nichts, als Hader und Streit."

„Warum aber bemühst du dich nicht, sie zu versöhnen?" fragte Joshuah.

„Wohl möchte ich es eher versuchen, Wasser und Feuer zu vereinen und die unruhigen Wellen des Ozeans zu beschwichtigen!"

„Wahrhaftig, ich habe Mitleiden mit dir! Vielleicht sind deine Nachbarn glücklicher?"

„Keineswegs, ausgenommen, wenn sie ohne Kinder sind. Denn sonst ist es bei ihnen wie bei mir!"

„Und du nennst dies eine Mehrheit der Stimmen? rief Joshuah. Bevor du es versuchst, andere zu solchem Dienste zu verleiten, vereine erst die Götzendiener unter einander selbst!"

14.

Die Stimmung des Gemüths zur Ertragung von Leiden, die aus unrechten Handlungen fließen.

„Mein Kind verachte die Zucht des Herrn nicht und murre nicht gegen seine Strafe. Denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, gleich einem Vater, der seinen Sohn bessern will."

Nur wenige wandeln durch's Leben, ohne auf mancherlei und verschiedene Trübsale zu stoßen. Da geziemt es, mit Standhaftigkeit das Leiden zu tragen, und uns dem Willen des Höchsten zu unterwerfen, denn er züchtigt uns, wie ein Vater sein Kind. Nicht Schmerzen will er erregen, sondern bessern.

So lehrt der königliche Weiſe Salomon (Sprüche Sal. III. 11. 12.) und Rabbi Nahum bekräftigt ſeine Worte durch das eigne Beiſpiel unter den härteſten Leiden.

Man erzählt von dieſem frommen Manne, der den Beinamen Gamzu, oder Auch Dies führte, weil er immer zu ſagen pflegte: auch dies wird zu etwas guten führen, daß er blind und lahm war. Er konnte nicht ſeine Hände brauchen, ſein ganzer Körper war krank, und die Füße waren ſo voller Geſchwüre, daß man ſie in ein Becken voll Waſſer halten mußte, um ſie vor den Würmern zu ſchützen. Das Haus, worin er lebte, war ſo baufällig, daß ſeine Schüler fürchteten, es könne über dem Haupte des Meiſters zuſammenſtürzen. Sie wünſchten ihn daher hinaus zu bringen. Er aber ſprach: „Entfernt erſt das Geräthe und dann mich, denn ich weiß gewiß, daß es nicht einfällt, ſo lange ich darin bin!“ Sie thaten alſo. Kaum war er herausgetragen, als das Haus zuſammenkrachte und ein völliger Schutthaufen wurde.

Da fragten ihn ſeine Schüler:

„Wenn du ein ſo guter Mann und werth biſt, daß dich der Himmel ſelbſt in ſeinen beſondern

Schutz nimmt, wie kommt es, daß du so viel dulden mußt?"

„Ich will euch etwas sagen, meine Kinder, erwiederte der fromme Lehrer. Einst ging ich, meinen Schwiegervater zu besuchen und nahm als Geschenk drei Esel mit. Einer war mit mancherlei Gemüsen, der andere mit Wein, der dritte mit mancherlei Süßigkeiten beladen. Als ich nicht mehr fern vom Ziele meiner Reise war, näherte sich mir ein armer, elender, fast vor Hunger sterbender Mann.

„Meister, rief er, heile mich von meinen Leiden!"

„Warte, antwortete ich, bis ich meine Esel abgeladen habe!"

Es verging einige Zeit darüber und kaum hatte ich meine Thiere entledigt, als der Arme todt zu meinen Füßen nieder sank. Da begann mein Gewissen mir Vorwürfe zu machen. „Armer, elender Mann, sagte ich zu mir, ein wenig mehr Schnelligkeit von meiner Seite hätte dich wohl gerettet. Mein unbedachtsames Verweilen tödtete dich!" Und ich warf mich über den Leichnam und rief: „O ihr Augen, die ihr auf das Elend dieses Armen sehen konntet, aber nicht wolltet, möchtet ihr des Lichts des Tages beraubt werden! Ihr Hände, die ihr nicht zeitig Hülfe leisten wolltet, ach daß ihr nicht

mehr den gewohnten Dienſt leiſten könntet! Ihr Füße, die ihr nicht ſchnell zu ſeinem Beiſtande eiltet, o daß ihr nimmer mehr den gewohnten Weg machtet! Möge auch der Körper, der nicht Mitleid mit dem Elend und Jammer dieſes nun lebloſen Mannes fühlte, die Leiden tragen, die er ihm nicht erleichtern wollte! Und wie ich geſagt, ſo geſchah es auch. Dies alſo iſt die Urſache meiner Leiden."

Die Schüler waren durch ſolche traurige Erzählung ſehr gerührt; aber, noch mehr von des Meiſters furchtbaren Qualen ergriffen, riefen ſie aus: „Wehe uns, daß wir dich in ſo traurigem Zuſtande ſehen!"

„Es wäre noch trauriger für mich, antwortete ihr heldenmüthiger Lehrer, wenn ihr mich nicht darin ſehen könntet!"

Er wollte damit andeuten, daß er **willig** dieſe Leiden als eine Buße für ſeine frühern Sünden und mit der Hoffnung trüge, in der nächſten Welt die Glückſeligkeit zu finden, welche dem Guten und Frommen aufbewahrt iſt.

15.

Die sieben Alter.

Siebenmal in einem Verse braucht der Verfasser des Predigers das Wort Eitelkeit, denn er will damit auf die sieben Stufen im menschlichen Leben anspielen.*) So sagte Rabbi Simon, der Sohn Elieser's.

Die erste Stufe beginnt gleich mit dem ersten Jahre des menschlichen Lebens, wo das Kind gleich einem König auf einem weichen Kißen liegt, und zahlreiche Wärterinnen ringsherum hat, die alle ihm zu dienen bereit sind und sich beeifern, ihm ihre Liebe, ihre Zuneigung durch Küsse und Umarmungen zu beweisen.

Die zweite fängt an, wenn wir zwei, drei Jahre alt sind, wenn dem lieben Kinde gestattet wird, auf

---

*) Prediger Salom. I. 2. Das Wort kommt zweimal im Plural vor und dies nimmt der Rabbiner gleichbedeutend mit vier. Dreimal kommt es in der einfachen Zahl vor und so haben wir dann sieben. Uebrigens vergesse man nicht, wie die sieben Lebensstufen des Shakespears vom Hebräer hier zwar minder poetisch, aber doch nicht minder anziehend und wahr geschildert werden.

der Erde herumzukriechen und es gleich einem unreinlichen Thiere seine Freude hat an Schmutz und Koth.

Dann kommt das zehnjährige Alter des gedankenlosen Knabens, der nicht des Vergangenen denkt und nicht um die Zukunft sorgt, sondern gleich dem jungen Vieh auf dem Schmelz der Wiesen herumhüpft und springt, und zufrieden des gegenwärtigen Augenblicks genießt.

Das vierte Alter beginnt ohngefähr mit dem zwanzigsten, wenn der Jüngling voll Eitelkeit und Hoffarth sich mit Kleidern zu zeigen anfängt, und gleich einem jungen, ungezügelten Pferde dahin stolzirt und springt, sich ein Weib zu suchen.

Nun kommt der Ehestand, wo der arme Mann, gleich dem geduldigen Esel, mag er wollen oder nicht, arbeiten und schwitzen muß, das Leben zu gewinnen.

Doch schaut ihn, wenn er Vater ist, wenn ihn hülflose Kinder umgeben und nach seinem Beistand schreien, und auf ihn nach Brode schauen. Wie er da kühn und wachsam und doch auch freundlich ist, gleich dem getreuen Hunde, der seine kleine Heerde bewacht und nach allem beißt, was in seinen Weg kommt, um seine Kinder zu bewahren.

Doch endlich kommt das letzte Lebenkalter, wo der hinfällige alte Mann gleich dem ungelenken, doch wachsamen Elephanten ernst, gesetzt und mißtrauisch wird. Dann beginnt er allmählig den Kopf zur Erde hängen zu lassen, als schaue er nach dem Punkte, wo alle seine großen Pläne enden müssen, wo aller Ehrgeiz, alle Eitelkeit endlich zu Staub erniedrigt werden!

16.

Unverderbliche Schätze.

„Auf dem Wege der Barmherzigkeit ist Leben, und ihr Pfad führt zur Unsterblichkeit."

Während der Regierung des Königs Munboz traf es sich, daß eine große Hungersnoth entstand. Das Volk gab alles dahin und war von großem Jammer bedrängt. Dem König aber that es weh, und er befahl seinen Dienern, alle Schätze hinzugeben, welche von seinen Vorfahren gesammelt worden waren, und sollten sie Korn und Oel dafür kaufen, es den Armen und Elenden zu vertheilen. Doch die Brüder des Königs waren nicht so edelmüthig und murrten über das Geld, das so ver-

theilt ward, und sagten ihm harte Worte: „Deine Väter, sprachen sie, mehrten die Schätze, die sie von ihren Vätern ererbt hatten, du aber legst nichts hinzu und vergeudest selbst, was sie dir hinterlassen haben!“ Da antwortete ihnen der König: „Auch ich bewahre den Schatz, den mir meine Väter gelassen haben. Es ist nur ein Unterschied dabei. Sie sammelten irdische Schätze, ich aber himmlische. Sie legten sie an Orte hin, wo man sie wegnehmen konnte, ich aber berge sie, wo keine Menschenhand sie anrühren kann. Was sie sammelten, trug ihnen keine Frucht, und was ich sammle, trägt mir vielfältige. Sie retteten Gold und Silber, ich aber rette Menschenleben. Sie sparten für andere und ich spare für mich. Sie häuften Schätze für diese Welt und meine werden mir in der künftigen nützen!“

17.

Gamaliel dient seinen Gästen.

Als der Sohn des Gamaliel Hochzeit machte, war Rabbi Elieser, Joshuah und Zadig zum Male geladen, und Gamaliel, einer der Vornehmsten im Volke Israels, wartete seinen Gästen auf, und

ſchenkte einen Becher Weines voll und reichte ihm Rabbi Elieſer dar, der ihn ſich zu nehmen weigerte. So bot er ihn Rabbi Joſhuah an, welcher ihn nahm. „Freund Joſhuah, fragte Rabbi Elieſer dieſen, ſollen wir uns von einem Manne bedienen laſſen, der ſo groß iſt, wie Gamaliel?“ — „Warum nicht?“ antwortete Joſhuah. „Hat nicht ein Mann alſo gethan, der größer war, als er? War nicht Vater Abraham größer, als er? Und doch wartete er ſeinen Gäſten auf, denn es ſteht geſchrieben: Und er, Abraham, ſtand bei ihnen, und ſie aßen. Glaubſt du vielleicht, daß er ſo that, weil er wußte: ſie ſeyen Engel? Nicht doch, er hielt ſie für Reiſende aus Arabien, denn ſonſt hätte er ihnen doch nicht Waſſer geboten, ihre Füße zu waſchen, und Speiſe, ihren Hunger zu ſtillen. Warum ſollen wir unſern Wirth abhalten, einem ſolchen Beiſpiel zu folgen?“

„Weiß ich doch auch, miſchte ſich der Rabbi Zadig hinein, Einen, der größer noch iſt, als Abraham, und eben ſo alle Tage thut. Wie lange ſollen wir den Ruhm unſers Schöpfers vergeſſen und des Lobes ſeiner Creaturen gedenken? Er läßt ſeinen Wind wehen und ſammelt die Wolken, daß der Regen herabträufelt. Er macht fruchtbar die

Erde und bereitet alle Tage ein köſtliches Mal für ſeine Geſchöpfe. Sein Name ſei gelobt. Warum ſollten wir unſern Wirth hindern, zu thun, wie der Herr that!"

18.

Haſſe nicht die Sünder, ſondern die Sünde.

„Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge iſt freundliche Lehre."

Rabbi Meir hatte ſehr unruhige Nachbarn, die ihre größte Freude daran hatten, wenn ſie ihm alles mögliche Ungemach zufügten. Von ihrem beleidigenden Weſen erzürnt, bat er zu Gott, ſie zu vertilgen. Dies hörte ſein Weib. „Theurer Ehegemal," ſprach ſie, „wär' es nicht beſſer, für ihre Bekehrung zu bitten? Erinnere dich, daß König David nicht um Ausrottung der Sünder, ſondern der Sünde bat, denn geſchrieben ſteht: „Der Sünde müſſe ein Ende werden auf Erden und der Gottloſen nicht mehr ſein." (Pſ. CIV. 35.) *)

*) Die gewöhnliche Ueberſetzung giebt das Wort חטאים nicht ohne Grund mit: Sünder. Aber auch die

So bitte, daß ſie Reue zeigen, aber nicht umkommen." Der gute Rabbi aber lobte den Rath ſeines Weibes und flehte hinfort zu Gott, daß er die Herzen der böſen Nachbarn erleuchten und ihre Gemüther beſſern wolle.

19.

Die Sanftmuth gewinnt und der Ungeſtüm ſtößt zurück.

Unter Herodes dem Großen, wie er fälſchlich heißt, lebte der Weiſe Hillel, ein Lehrer im Volke, der Demuth und Sanftmuth übte, wie es dem echten Weiſen geziemt. Und es begab ſich, daß ein Heide zum Rabbi Schammai kam, der finſter und mürriſch ſeines Weges dahin wandelte. „Ich will ein Jude werden," ſprach der Heide zu dieſem, „wenn du mir das ganze Geſetz lehren kannſt, ſo lange ich auf Einem Beine ſtehe." Schammai aber entbrannte ob ſolchen Hohnes und trieb mit ſeinem Stabe den Spötter hinweg, welcher zu Hillel ging und ihm

---

Gattin des Rabbi hat Grund, es mit: Sünde zu geben, denn der Pſalmiſt hätte auſſerdem חטאים geſetzt.

daſſelbe ſagte. Freundlich jedoch war derſelbe bereit dazu und ſagte zu ihm: „Vergiß nicht: was dir ſelbſt nicht gefällt, das ſollſt du auch nicht deinem Nächſten thun!“ Dieß iſt das ganze Geſetz, und alles Andere dient nur zu ſeiner Erklärung. So gehe denn hin und thue alſo!“ — Der Heide aber dankte ihm und ward ein frommer und guter Mann.

20.

Der Heide und die zwei jüdiſchen Weiſen. Seitenſtück zum Vorigen.

Es begab ſich einmal, daß ein Heide bei einer Synagoge vorüber ging und den Lehrer vorleſen hörte: Dàs ſind aber die Kleider, die ſie machen ſollen: Das Schildlein, Leibrock, Seidenrock, engen Rock, Mütze und Gürtel. Da fragte der Heide, für wen alle dieſe feinen Kleider beſtimmt ſeien? „Für den Hohenprieſter!“ ward ihm geantwortet. Als dies der Heide gehört hatte, ging er zu Schammai und ſagte: „Meiſter, ich möchte gern ein Jude werden, aber unter der Bedingung, daß man mich zum Hohenprieſter macht!“ Schammai trieb ihn mit Unwillen

hinweg. Und er ging zu Hillel, dem er daſſelbe ſagte. Der ſanfte Lehrer Iſraels aber nahm ihn höflich auf und ſprach zu ihm: „Lieber Freund, haſt du wohl je gehört, daß einer zum König gewählt wurde, ohne erſt in den Lehren des Regiments unterrichtet zu ſein? Wer hoher Prieſter werden will, muß ſich doch erſt mit den Dingen bekannt machen, die zu ſolch hohem Amte gehören. So komm und lerne. Und er erklärte ihm das achtzehnte Kapitel aus dem vierten Buche Moſes. Als ſie nun beim ſiebenten Verſe waren, wo geſchrieben ſteht: Und der Fremde, welcher ſich herzuthut, ſoll ſterben, fragte der Held, was mit dem Fremden gemeint ſei? „Das iſt ein jeder, welcher nicht von Aaron abſtammt!“ antwortete Hillel. „Selbſt David, der König in Iſrael, würde des Todes ſchuldig geworden ſein, wenn er das Heilige mit zu verwalten ſich angemaßt hätte.“

Da ſprach der heidniſche Mann bei ſich ſelbſt: „Wenn der Größte in Iſrael nicht für werth geachtet wird, ſolch Amt zu erfüllen, wie könnte ich es, ich elender Fremdling!“ Und er gab ſein Verlangen auf, ein hoher Prieſter zu werden, aber lernte fleißig immer fort im Geſetz und ward aufgenommen von dem Volke, zu dem Gott geſagt hat:

„Ihr ſollt mir ein Königreich von Prieſtern werden!“

Nach einiger Zeit begegneten alle drei einander, und der dankbare Judengenoſſe rief: „Schammai's Ungeſtüm trieb mich beinahe in's Verderben, aber Hillels Demuth erhielt mich! Aller Segen komme auf dein Haupt, würdiger Lehrer Iſraels! denn du haſt mich unter die Fittige des Gottes Iſraels gebracht!“

21.

Was nicht die Sanftmuth thun kann! Seitenſtück zum Vorigen.

Es ging ein Mann mit einem andern eine Wette ein, daß er Rabbi Hillel zum Zorne reizen wolle. Und ſie ſezten hundert Seckel zum Gewinn. Um nun denſelben davon zu tragen, ging er zum Hauſe Hillels, der damals nächſt dem König der Vornehmſte in Iſrael war, und rief daſelbſt mit groben Ungeſtüm: „Wo iſt Hillel? Wo iſt Hillel?“ ohne daß er deſſen Namen etwas zugeſezt hätte. Hillel kleidete ſich eben zum Sabbath an und ohne die Unart des Fremden zu beachten, that er nur

seinen Mantel um. Dann fragte er den Fremden: „Was ihm gefällig sei?"

„Ich möchte doch gern wissen," entgegnete der Mann, „warum die Babylonier runde Köpfe haben?"

„Eine wichtige Frage: In der That!" antwortete Hillel. „Der Grund davon ist, daß sie keine erfahrene Wehemütter besitzen!"

Der Mann ging hinweg und kam nach einer Stunde wieder laut schreiend: „Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?" Der Weise that wieder seinen Mantel um und fragte: „Was willst du mein Sohn?"

„Ich wollte doch wissen," rief der Fremde, „warum die Termudier so böse Augen haben?"

„Weil sie in sandigen Gegenden leben und der Sand ihnen in die Augen fliegt und sie entzündet!" belehrte ihn Hillel.

Der Mann aber sah, wie sanft und gutmüthig der Rabbi war und ging getäuscht hinweg. Doch entschloß er sich noch einen Versuch zu machen, ob er ihn zum Zorn bringen könnte und rief aus: „Wo ist Hillel? Ich will mit Hillel sprechen?" Und wiederum fragte ihn dieser freundlich: „Was willst du jetzt?"

„Wiſſen will ich, warum die Afrikaner ſo breite Füße haben!“ eiferte jener.

„Weil ſie auf weichem Boden wandeln!“ war Hillels Antwort.

„Ich möchte dir wohl noch manche Frage vorlegen,“ ſprach der Fremde, aber ich fürchte, du wirſt böſe werden!“

„Sei ohne Sorge,“ erwiederte der ſanfte Lehrer Iſraels. „Frage du, ſo viel du willſt und ich werde antworten, wenn ich kann.“

Der Mann, über Hillels nicht zu ſtörende Gelaſſenheit erſtaunt, war voller Furcht, ſein Geld zu verlieren und glaubte, das einzige Mittel ſei nur, ihm in's Antlitz Bitterkeiten zu ſagen. Mit dieſer Abſicht fragte er ihn: „Biſt du Hillel, den man den erſten der Iſraeliten nennt?“

„Ich bin Hillel!“

„Nun, ſo gebe der Himmel, daß Iſrael Niemand mehr hervorbringe, der dir gleich ſei!“

„Und warum denn?“

„Weil ich durch dich hundert Seckel verloren habe!“

„Dein Geld iſt nicht ganz verloren,“ tröſtete ihn Hillel lächelnd, „denn es wird dir eine Lehre ſein, in Zukunft vorſichtiger zu werden und keine

so thörige Wetten einzugehen. Auch ist es viel besser, daß du dein Geld verlierst, als daß Hillein die Geduld verlassen hätte."

22.

Der Barmherzige vertheilt seine Gaben nach den Umständen.

Mar Ukba war einer der Ersten im Volke Israels, und außer großer Weisheit und Wissenschaft besaß er auch große Reichthümer. Niemand aber wußte besser dieselben zu gebrauchen, als er. Er that nicht blos überhaupt Gutes, sondern gab auch jährlich vielen Armen, daß sie fröhlich sein konnten. Einem derselben pflegte er immer den Tag vor dem Versöhnungsfeste vier Hundert Kronen zu schenken. Es traf sich aber einmal, daß er diese Gabe durch seinen Sohn sandte und als derselbe zurückkehrte, sprach er zu seinem Vater, daß er sein Almosen an einen sehr unwürdigen Mann vergeude.

„Wie so? Auf welche Weise?" fragte der Vater.

„Ich habe," berichtete der Sohn, „den Mann gesehen, den du für arm hältst und welcher nicht

erröthet, von deinen Gaben zu leben. Ich habe ihn und seine Familie in großem Wohlleben gefunden und wie sie köstlichen Wein tranken."

„Hast du?" fragte Mar Ukba wohlwollend noch einmal. „Nun, so laß dir sagen, daß dieser Unglückliche einst bessere Tage gesehen hat. Ich wundere mich, wie er, gewöhnt an solche, mit der kleinen Gabe ausreicht, die wir ihm reichen. Trage dies Geld noch zu ihm hin und laß das Almosen für ihn in Zukunft verdoppelt seyn!"

23.

Kindliche Ehrfurcht.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebst in dem Lande, das dir der Herr dein Gott giebt!"

Wer die unzähligen Wohlthaten vergessen kann, welche ihm von seinen Eltern erwiesen werden, muß nichtswürdig und undankbar seyn, denn sie sind die Urheber seines Daseyns, die Stütze in seiner Jugend, die besten und treusten Freunde in der Noth und in den Trübsalen des männlichen Alters. Sie theilen unsere Freuden und ersparen die Hälfte un-

seres Kummers, unserer Sorge und tragen gern Mühen und Elend, um uns Freude und Glück zu schaffen. Wer sie nicht liebt, sündigt gegen die Gesetze der Natur, und wer ihnen nicht gehorcht, widerstrebt den Befehlen des Herrn offenbar.

„Wollt ihr dies wissen?" sprach der große Rabbi Elieser zu seinen Schülern, als sie ihn fragten, wie weit die Ehrfurcht gegen die Eltern gehen müsse; „wollt ihr dies wissen, so nehmt Euch ein Beispiel an Damah, dem Sohn der Nethina. Seine Mutter war unglücklicherweise nicht bei Sinnen und that ihm mancherlei Uebles an und schlug ihn oft, wenn seine Freunde zugegen waren. Doch der gehorsame Sohn ließ kein böses Wort über seine Lippen kommen und er sagte nur bei solcher Gelegenheit: „Genug, Mutter, laß es gut seyn, Mutter!" Einst war einer der kostbaren Steine verloren gegangen, der des hohen Priesters Kleid ziert. Die Priester aber wußten, daß der Sohn der Nethina einen solchen habe und gingen zu ihm und boten ihm viel Geld dafür. Er war mit der dargebotenen Summe zufrieden und ging in sein Nebengemach, den Edelstein zu holen. Als er jedoch sah, daß sein Vater schlief, blieb sein Fuß auf der Schwelle des Zimmers, wo der Stein lag.

lind ohne ſeinen Vater zu ſtören, kam er zurück und ſagte den Prieſtern, wie er den Gewinn anjetzt müſſe fahren laſſen, denn ſein Vater ſchlafe. Die Sache war dringend und die Prieſter glaubten, er ſpräche blos ſo, um einen größern Preis zu erhalten. So boten ſie ihm noch mehr! „Nein," entgegnete aber der fromme Sohn, „ich möchte nicht auch nur einen Augenblick meines Vaters Ruhe ſtören und könnte ich alle Schätze der Welt gewinnen!" Da harrten die Prieſter, bis der Vater erwacht war, und Damah brachte ihnen den Stein. Sie wollten ihm geben, was ſie zum zweitenmale geboten hatten. Der fromme Mann aber ſchlug es aus. „Ich will nicht die Freude, meine Pflicht gethan zu haben, verfeilſchen!" ſprach er, „gebt mir, was ihr zuerſt botet und ich will damit zufrieden ſeyn!" Sie thaten alſo und gaben ihm ihren Segen."

Damah war ein Heide und lebte in Ascalon. Wenn ein Heide ſo handelte, was müſſen Wir thun, die durch die heiligſten, feierlichſten Geſetze dazu entboten werden!

24.

Alles kommt auf die Art an, wie man es thut.

„Einige Männer," sagen die Meister des Talmuds, „geben ihren Eltern die feinsten Kapaunen zu essen und erben die Hölle dafür. Andere setzen sie hin, den Mühlstein zu treiben und ihnen wird das Paradies zu Theil." Diese Behauptung zu exkludiren, erzählen sie: Es ernährte ein Sohn seinen Vater und pflegte sein gewöhnlich mit den köstlichsten Speisen. Eines Tages aber trug er ihm einen sehr feinen Kapaun auf. „Mein Sohn," fragte der Vater, „woher hast du den schönen Vögel bekommen?" Statt aber freundlich zu antworten, erwiederte der Sohn auf die roheste Weise: „iß Du doch nur, alter Mann, iß, wie die Hunde hinter einander weg!" Obschon solch ein Mann seine Eltern ernährt, verdient er doch gestraft zu werden, denn was nützt die beste Speise, wenn sie mit Galle gemischt ist?

Dagegen erwarb ein anderer seinen Unterhalt durch das Drehen des Mühlsteins, und ob er schon sehr arm war, ernährte er doch seinen alten Vater und ließ ihn nicht arbeiten. Eines Tages trieb er

ſeine mühſame Beſchäftigung, als ihm geſagt wurde, daß des Königs Knechte vor dem Thore ſeyen und die Leute nöthigten, mitzukommen und die Arbeiten des Königs zu thun. Er fürchtete aber, daß ſein betagter Vater gemißhandelt werden könne und rief ihn daher zu ſich. „Komm her, guter Vater," ſprach er, „nimm meinen Platz an der Mühle ein und laß mich als Herr des Hauſes erſcheinen. Sollten die Tyrannen nun wehe thun, ſo iſt es beſſer, daß ſie mich ergreifen, als meinen geliebten Vater. Sollten ſie ſchlagen, ſo kann ich die Schläge beſſer dulden, als du, und nehmen ſie die Kleider, kann ich eher nackt gehen, als mein alter Vater!" — Wahrhaftig der Mann, ob er ſchon ſeinen Vater zur Mühle ſetzte, wird das Paradies erben!

25.

Früher begangenes Unrecht eines Unglücklichen darf nicht das Mitleid gegen ihn hemmen.

„Wenn deinen Feind hungert, ſo gieb ihm Brod. Dürſtet ihn, ſo gieb ihm Waſſer, denn du häufeſt glühende Kohlen auf

ſein Haupt, (bringſt ihn dahin, daß er einſieht, er habe dir Unrecht gethan) und der Herr wird dich ſegnen."

So lehrte der königliche Weiſe (Sprüche Sal. XXV, 21. 22.) und die Frommen Iſraels handelten ſonſt darnach. Rabbi Joſhuah hatte das Unglück, mit einem verkehrten und zänkiſchen Weibe vereint zu ſeyn. Sie zollte ihm nicht die Achtung, welche ſeinem Stande gebührte, ſondern höhnte ihn oft in Gegenwart ſeiner Schüler. Als ſie ſahen, wie ſie ihn oft plagte, fragten ſie ihn, warum er ſich nicht von ihr ſcheiden laſſe und ſo eine ſtörriſche Gefährtin los zu werden ſuche? Da antwortete er: „Ihre Mitgift iſt groß und ich bin arm. Es würde aber doch ungerecht ſeyn, wollte ich ſie wegſenden, ohne ihr zu erſtatten, was ſie mit anherbrachte."

Eines Tages ſtattete der reiche und gelehrte Elieſer, der Sohn des Aſarya, unſerm Rabbi einen freundſchaftlichen Beſuch ab. Erfreut, das große Licht der Weisheit zu ſehen, in der Meinung, er ſey durch die Gegenwart eines ſolchen Mannes hochgeehrt, drang er in ihn zu bleiben und mit ihm zu Mittag zu eſſen. Und Rabbi Elieſer willigte ein. Das böſe Eheweib aber, die ſich daran ergötzte, wenn ſie ihren Gemahl bei jeder Gelegenheit krän-

ken konnte, drehte seinem Freunde den Rücken zu und machte unschickliche Geberden und gab ihm wohl zu verstehen, wie wenig sie sich um ihren Mann oder seinen Freund kümmere. Joshuah nahm jedoch von ihrem unhöflichen Wesen keine Kenntniß, sondern fragte sie sanft: was sie heut Mittag zu essen habe? „Nichts," war ihre Antwort, voll übler Laune gegeben, „als ein wenig Gemüße!" ob sie schon für sich einige feine Küchlein bereitete.

Rabbi Elieser sah nun wohl, daß sein Freund nicht mit dem besten Weibe verbunden sey und rieth ihm, sich von ihr zu scheiden. Ja, als Joshuah seine Armuth anführte, gab er ihm eine große Summe Geldes. Da ward sein Weib von ihm getrennt und heirathete nach einiger Zeit den Büttel der Stadt. Der ward kurz darauf blind und nicht im Stande, seines Amtes zu warten und so arm, daß er sein Brot auf den Straßen zu suchen gezwungen war. Und sein Weib hatte das traurige Geschäft, ihn von Haus zu Haus zu führen und das Mitleid des Wohlthuenden und Großmüthigen rege zu machen. Doch hatte sie bei solchem demüthigenden Dinge Stolz genug behalten, das Haus zu meiden, wo ihr erster Gatte wohnte. Der neue unglückliche Mann war allerdings blind, aber mit

dem Charakter der Einwohner ſeiner Stadt nicht unbekannt und oft hatte er von Joſhuahs Frömmigkeit und Barmherzigkeit gehört. „Warum gehſt du bei ſeinem Hauſe vorüber?“ fragte er ſein Weib. Da hielt ſie ihn immer mit nichtigen Entſchuldigungen hin. Aber als er ſtets die Frage wiederholte, ſagte ſie ihm zuletzt die Wahrheit und wie ſie ein Gefühl von Schaam abhalte, in dem Hauſe zu betteln, wo ſie einſt geboten habe. — Ihr Mann jedoch war zorniger Art und hielt dies für keine Entſchuldigung. Er drang darauf, daß ſie ihn hinführe, und als das Weib hartnäckig ſich weigerte, ſchlug er ſie grauſam. Da ſchrie ſie laut und ihre Klagen riefen eine Menge Volks zuſammen und das unglückliche Weib zeigte den Leuten die empfangenen Wunden. Der Mann rechtfertigte ſich ſelbſt, indem er den Verluſt anführte, welchen ihm ſein Weib durch ſolchen Starrſinn zu Wege brächte.

Während ſolches Haders und Lärmens ging zufällig Joſhuah vorüber. Er fragte nach der Urſache und hörte kaum, wie eigentlich die Sache beſchaffen ſey, als er gleich Befehl gab, dem Mangel der Armen abzuhelfen. Er kaufte ein Haus für ſie und ſorgte aus ſeinem geringen Einkommen, ſo lange ſie lebten. „Rabbi,“ ſprachen ſeine Schüler zu ihm:

„Iſt das nicht das Weib, das früher dein Leben ſo elend machte?"

„Ja," antwortete ihr frommer Meiſter, „und eben darum bin ich verbunden, ihr Beiſtand zu leiſten, denn ſo ſtehet geſchrieben: Verſchließe nicht dein Auge gegen dein eignes Fleiſch!"

Und ſo lehrte er durch ſein eignes Beiſpiel, daß eine einmal ſtattgefundene innige Verbindung von einem guten Manne nicht vergeſſen wird, wenn ſie auch ſpäterhin wieder getrennt war; daß früheres Unrecht von uns gegen Unglückliche in der Stunde ihres Trübſals nicht geltend gemacht werden darf.

26.

Die letzten Worte der Weisheit, oder: Rabbi Jo-cho-nan's Vermächtniß für ſeine Schüler.

„Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang."

Als Rabbi Jo-cho-nan, der Sohn Zachai's, ein Mann von eben ſo viel Gelehrſamkeit, als frommen Herzen, krank war, kamen ſeine Schüler und beſuchten ihn. Und ſie fanden ihren ehrwür-

digen Meiſter im Sterben; ſeine Augen ſtanden voll Thränen. Nun aber hatten ſie oft gehört, wie er über die Eitelkeit dieſer Welt, die Unſterblichkeit der Seelen, die groſſen Belohnungen, welche der Guten und Frommen in einer andern Welt harren, zu ſprechen pflegte, und darum wunderten ſie ſich ſehr, daß ſie ihn in Thränen ſahen, als thue es ihm wehe, die Welt zu verlaſſen. So wagten ſie es, ihn um die Urſache davon zu fragen. „Du Licht Iſraels, du Hauptpfeiler des Volkes, du Stärke des Geſetzes!“ ſprachen ſie, „warum weinſt du?“

„Denkt einmal,“ antwortete ihr frommer Meiſter, „ich müßte vor dem Richtſtuhle eines groſſen Königs erſcheinen, der doch aber immer nur Fleiſch und Blut, heute allhier und morgen im Grabe iſt, deſſen Zorn, ſey er noch ſo groß, nicht ewig ſeyn kann, deſſen Strafe, ſey ſie noch ſo hart, nicht immer währt, der mich in der That zwar hier tödten, aber nicht des künftigen Lebens berauben kann. Ja ich vermag ihn, mit Worten zu beſchwichtigen, oder mit Geld und koſtbaren Geſchenken zu beſtechen. Und dennoch würde ich zittern und in Furcht ſeyn und weinen. Jetzt aber ſoll ich vor die furchtbare Majeſtät des Königs der Könige ge-

führt werden, vor Gott, dem Heiligen und Geseg-neten, der da ist und seyn wird immerdar! dessen gerechter Zorn ewig dauern kann, der mich zu im-merwährender Buße verdammen kann und, sollte er mich zum Tode verurtheilen, ist es ein Tod ohne weitere Hoffnung! Auch kann ich ihn nicht mit Worten beschwichtigen, noch mit Geschenken beste-chen. Und noch ist dies nicht alles. Zwei Straßen liegen vor mir. Zu dem Paradies führt die eine und zur Hölle die andere. Auf welche ich gewiesen werde, weiß ich nicht. Hab' ich nicht Ursache zu weinen?"

Die Schüler waren von der Frömmigkeit des Meisters und der Reinheit seines Lebens überzeugt, doch fühlten sie, wie wahr er sprach und baten um seinen letzten Segen. „Mögt ihr Gott fürchten," sprach er, „wie einer einen sterblichen König von Fleisch und Blut fürchtet!"

„Rabbi," riefen sie, „ist dies alles und sonst nichts?"

„O, daß es nur immer geschähe!" antwortete er. „Bedenket, meine Söhne, wie die Menschen wegen ihres Rufes zittern, so lange sie leben! Wenn jemand einen Fehler beging, bemüht er sich nicht, ihn vor seinem Nächsten zu verbergen? Würde

jemand sich ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, falls er wüßte, daß es bekannt würde? Und was kann vor dem allsehenden Auge Gottes verborgen bleiben?"

27.

Finsterniß im Licht.

„Ihr lehrt," sprach der Kaiser Trajan zum Rabbi Joshuah, daß euer Gott überall ist und rühmt euch, er sey mitten unter eurem Volke. Ich möchte ihn doch gern sehen!"

„Gott ist überall gegenwärtig," entgegnete Joshuah, aber gesehen kann er nicht werden. Kein sterbliches Auge kann seine Herrlichkeit schauen!"

Der Kaiser beharrte darauf.

„Gut," sprach Joshuah, „so wollen wir es doch erst versuchen, einen seiner Gesandten zu sehen!"

Das war der Kaiser zufrieden. Der Rabbi aber führte ihn des Mittags hinaus ins Freie und ersuchte ihn, in die Sonne, die in ihrem vollen Glanze strahlte, hinaufzublicken.

„Das kann ich nicht! Ihr Licht blendet mich!" rief Trajan.

„Du bist nicht vermögend," sprach da der Rabbi, „das Licht von einem seiner Werke zu

ſchauen und kannſt darauf warten, die glänzenden Strahlen des Schöpfers ſelbſt zu tragen? Würde dich ſein Anblick nicht ſogleich vernichten?"

28.

Der Trunkenbold.

„Siehe den Wein nicht an, (und ſage:) wie er ſo roth iſt und wie er im Becher ſo glänzt und funkelt; wie glatt gehet er ein. Er wird dich zuletzt beißen, wie eine Schlange und ſtechen gleich einer Otter. Deine Augen werden fremde Dinge ſchauen und dein Herz wird verkehrte Dinge betrachten. Ja, du wirſt ſeyn wie einer, der im Grunde des Meeres liegt oder auf der Spitze des Maſtbaums ruht. Sie ſchlagen mich, (wirſt du ſagen,) aber ich fühle keine Pein; ſie klopfen mich, aber ich merke es nicht. O, daß ich erſt wieder aufgewacht wäre! Dann wollte ich wieder trinken und nach Weine trachten!"

Der Trunkenbold, ſagt ein gelehrter Rabbi, giebt erſt ſein Geld und dann ſeine ſilbernen Ge-

säße hin. „Kupferne Gefäße," spricht er, „werden doch auch denselben Dienst thun!" Dann tauscht er für die kupfernen Geräthe irdene ein und sagt: „O sie werden mir eben so viel nützen!" Er würde auch die irdenen hingeben, könnte er dafür zu trinken bekommen. Gleich allen Lastern hängt Trunkenheit dem Manne sein Lebelang an und läßt bis zum Rande des Grabes nicht von ihm selbst.

Ein Mann war so dem Trunke zugethan, daß er selbst seinen Hausrath verkaufte, den verderbten Durst zu befriedigen. Seine Söhne hatten die immer wachsende Schwäche des Vaters schon lange mit dem tiefsten Kummer gesehen und sprachen unter einander: „Lassen wir unsern Vater noch länger so hinwandeln, so bleibt uns nichts von ihm zu ererben!" Sie wendeten die sanftesten Mittel an, ihn von so einem verderblichen, häßlichen Wandel zurückzubringen, doch es war umsonst. Er fuhr fort, sich, wie bisher, zu betrinken. Entschlossen, keine Art, ihn umzuändern, unversucht zu lassen, trugen sie ihn eines Tages, als er ganz betrunken war, auf den Kirchhof und legten ihn in eine Höhle, wo die Todten gewöhnlich hineingelegt wurden, denn, schmeichelten sie sich, wenn er aus dem tiefen Schlafe erwacht, werden ihn die Bilder des

Schreckens, die ihn umgeben, zum ernſten Nachdenken über ſein Leben bisher bringen, und er wird einer Gewohnheit entſagen, welche ſo ſchädliche Folgen hat; gern wird er auch uns eine That verzeihen, die, ſo unehrbietig ſie iſt, doch blos zu ſeinem Beſten dienen ſoll.

Mit ſolchen Gedanken verließen ſie ihn; aber am andern Morgen eilten ſie zu der Höhle und glaubten, ihren Vater, aus Mangel an Speiſe und Trank, ſchwach, jedoch gewiß nicht betrunken zu finden. Wie ſehr ſie erſtaunten, als ſie in die Höhle kamen und ihn, mit einer Flaſche an dem Munde, welche halb leer war, dem Schein nach recht zufrieden ſahen, kann leichter gedacht, als beſchrieben werden. Eine Menge Flaſchen, zum Theil leer, zum Theil voll, lagen um ihn herum. Die Söhne ſprachen zu ihm, konnten aber keine Antwort erhalten, welche ihnen Licht gab.

Es mochten indeſſen während der vorigen Nacht Leute mit einer Menge Weines gekommen ſein, ihn heimlich in die Stadt zu bringen und die Zöllner zu betrügen. Weil ſie aber die Diener des Königs in der Ferne ſahen und entdeckt zu werden fürchteten, bargen ſie das verbotene Gut in der Grabeshöhle, weil dies ein Ort ſchien, der nicht leicht durchſucht

würde, und gingen fort, in der Absicht, den Wein bei besserer Gelegenheit hinein zu tragen. Wähtend der Zeit schlief der alte Mann sehr fest und träumte nichts von dem, was um ihn herum vorging. Und als er am Morgen erwachte und sich in so finsterm Orte sah, umgeben von den Todten, von dem Geruch belästigt, der aus ihnen aufstieg, erschrack er erst und fürchtete sich. Doch das matte Licht, das ihm seinen düstern Aufenthalt kund that, entdeckte ihm auch den reichen Vorrath, welcher in seiner Nähe lagerte. Der Anblick eines so unerwarteten Schatzes erfüllte ihn mit Freude. Er gedachte nicht länger des Todes, noch des Grabes, sondern öffnete eine Flasche nach der andern und leerte den köstlichen Inhalt aus und ward so trunken, wie immer. In solchem Zustande fanden ihn seine Söhne. Von Aerger und Schmerz überwältigt, riefen sie: „Wehe uns! Alle unsere Mühe ist umsonst! Unsere Pflicht ist, seine Schwäche zu verbergen, denn sein Fehler ist unheilbar! Laßt uns ihn nach Hause tragen und ihm in einem Kämmerlein so viel, als er trinken mag, hinsetzen, daß er nicht länger öffentlich dem Spott Preis gegeben sei."

Und sie thaten also; überzeugt, daß von bösen Gewohnheiten selten abgelassen wird, eingewurzelten

Laſter aber den Unglücklichen, der ihm ergeben iſt, ſelbſt nicht am Rande des Grabes verläßt.

29.

Nöthige keinen, den du nicht zwingen kannſt, gerecht zu werden, den Schein der Gerechtigkeit aufzugeben.

Wenn der Unedle eine Gunſt bewilligt, wird ſie gewöhnlich mit ſo viel harten Bedingungen verknüpft, daß die vermeinte Großmuth von keinem Vortheil iſt. Unter ſolchen Umſtänden befiehlt die Klugheit, ſich dem harten Geſchick zu unterwerfen. Es iſt beſſer, als durch unnützen Widerſtand zu neuen Kränkungen zu reizen.

Trajan hatte noch nicht lange den Thron des römiſchen Reichs beſtiegen, als die Iſraeliten die Erlaubniß erhielten, den heiligen Tempel zu Jeruſalem neu erbauen zu dürfen. Kaum hörten dies die Samaritaner, als ſie nach ihrer gewöhnlichen Bosheit dem Kaiſer vorſtellten, wie gefährlich es ſei, den Juden wieder zu erlauben, ſich in ihrer ehemaligen Hauptſtadt zu verſammeln. Wären ſie wieder zuſammen, ſo würden ſie bald ihr Joch abſchütteln. Trajan wollte nicht ſeine Erlaubniß zurück-

nehmen und fürchtete doch auch die Folgen davon. Er war daher in Verlegenheit, wie er handeln solle. Da gab ihm einer seiner Räthe eine leichte Art an, aus solcher Unannehmlichkeit herauszukommen. — „Befiehl ihnen," sprach der kluge Rath, „den beabsichtigten Tempel auf einer andern Stätte zu bauen, oder ihn fünf Ellen tiefer oder höher, als der alte war, aufzuführen, und sei sicher, daß ihre strenge Anhänglichkeit an das Gesetz ihnen nicht gestatten wird, von deiner Gunst Gebrauch zu machen!"

Und der Kaiser gab den Befehl demnach. Da gerieth alles Volk in große Bestürzung. Alle versammelten sich stürmisch im Thale Rimnon, und während einige ihren Unmuth in Klagen und Weinen kund thaten, wollten viele, daß man sich thörigerweise den Befehlen des Kaisers mit Gewalt entgegensetze.

Die Aeltesten, welche die große Gährung sahen, baten den Rabbi Joshuah, solchen Aufruhr zu beschwichtigen, denn des Rabbis Weisheit und Beredtsamkeit war ihnen wohlbekannt. Derselbe gehorchte auch ihrem Aufgebot und wendete sich an das Volk mit der wohlbekannten Fabel von dem Löwen und dem Kranich. „Der Löwe," sprach der

Redner, „bekam, indem er seine Beute zerfleischte, zufällig ein Bein in den Hals. Als er sich umsonst viele Mühe gegeben hatte, es herauszubringen, ließ er in seinem Reiche eine große Belohnung für jeden ausbieten, der den mächtigen Herrn von seiner argen Pein befreien würde. Aber wenige Thiere wagten es, eine solche Arbeit zu unternehmen. Endlich bot der Kranich seine Dienste an und freudig wurden sie angenommen. Der befiederte Arzt steckte seinen langen Hals in des Königs Rachen, ergriff mit dem langen Schnabel den Knochen und brachte ihn zum Erstaunen aller Umstehenden heraus. Aber nun forderte er auch die versprochene Belohnung. Eine Belohnung? rief der Löwe verächtlich. Nun ist es nicht genug Belohnung für dich, daß ich dir gestattete, deinen häßlichen Hals aus meinem geheiligten, mächtigen Rachen herauszuziehn? Und du verlangst noch nach einer andern Belohnung? Der Kranich begriff diesen Grund, der zwar nicht überzeugte, aber so mächtig unterstützt war. Er ging seines Weges und freute sich, einer solchen Gefahr glücklich entgangen zu sein. Die Anwendung dieser Fabel, schloß der Rabbi, ist leicht. Erinnert euch nur, meine Brüder, daß ihr unter fremder Gewalt steht, und glaubt, daß ihr bei der Freiheit,

die ihr jetzt genießt, verhältnißmäßig glücklich seid. In keinem Falle aber reizt die große Gewalt des Kaisers!"

Das Volk war nun belehrt und ging ruhig heim.

30.

Der Wanderer und der Dattelbaum in der Wüste.

Rabbi Nachaman war sehr reich und gelehrt und weise. Dennoch bat er seinen Freund, Rabbi Isaac, daß er ihm seinen Segen gebe.

„Du erinnerst mich da," sprach dieser, „an einen Mann, der den ganzen Tag beinahe in einer Wüste herumgewandelt und nun hungrig, durstig und müde war. Dennoch trieb ihn die Nothwendigkeit, weiter zu gehen, bis er endlich an den bezaubernsten Ort kam, wo ein feiner Dattelbaum wuchs und ein kleiner Bach rieselte. Der ermüdete Fremdling setzte sich unter dem Baum und pflückte einige köstliche Früchte desselben und erquickte sich. Dankbar aber für die unerwartete Erfrischung, wendete er sich an seinen Wohlthäter: Baum, Baum, welchen Segen kann ich dir geben? Soll ich dir

große Zweige, ſchöne Blätter, kühlenden Schatten wünſchen? Du haſt ſie bereits. Ausgeſuchte Früchte im Ueberfluß? Du biſt mit ihnen bereits geſegnet. Einen belebenden Bach, der deine Wurzeln befruchtet? Auch er mangelt dir nicht. Nichts kann ich dir alſo wünſchen, als daß jeder deiner Sprößlinge, wohin er gepflanzt werde, blühen mag, gleich dir. — Und dir, mein Freund, welchen Segen kann ich dir geben? Gelehrt und weiſe biſt du bereits. Reichthum haſt du im Ueberfluß. Deiner Kinder ſind viele. So kann ich nur wünſchen, daß alle deine Nachkommen geſegnet ſeien, gleich dir ſelbſt!"

31.

Der alte Gärtner und Hadrian, der Kaiſer.

„Vor einem grauen Haare ſollſt du aufſtehen und die Alten ehren und deinen Gott fürchten. Ich bin dein Herr!"

Der Kaiſer Hadrian ging bei Tiberias in Galiläa vorüber und ſah hier einen alten Mann, der einen großen Graben auswarf, um Feigenbäume darein zu pflanzen.

„Hättest du den Morgen deines Lebens gut angewendet," rief ihm der Kaiser zu, „so dürftest du nicht jetzt am Abende deiner Tage so saure Arbeit verrichten!"

„Ich habe meine Jugendjahre wohl benutzt," antwortete der Mann. „Aber der Abend meines Lebens soll auch nicht unnütz hingehen. Gott überlasse ich, was er fürs Beste hält!"

„Wie alt magst du wohl sein?" fragte der Kaiser.

„So ein Hundert Jahr!"

„Hundert Jahr? Wie? So alt bist du und pflanzest noch Bäume? Kannst du denn hoffen, noch die Früchte deiner Arbeit zu genießen?"

„Großer König!" sprach der alte grauhaarige Mann, „ich hoffe es allerdings. Wenn Gott es erlaubt, könnte ich wohl noch die Frucht von diesen Bäumen essen. Wo nicht, so laben sich meine Kinder daran. Haben nicht meine Väter Bäume für mich gepflanzt und soll ich nicht dasselbe für meine Kinder thun?"

Dem Kaiser gefiel des ehrlichen Greises Gegenrede. „Nun, Alter," sagte er, „solltest du es noch erleben, daß du von diesen Bäumen Früchte siehst, so laß es mir kund thun. Hast du es gehört?"

Mit dieſen Worten verließ er ihn. Der alte Mann aber lebte lange genug, die Früchte ſeines Fleißes zu ſehen. Die Bäume blühten und trugen herrliche Feigen. Als ſie vollkommen reif waren, nahm er die ſchönſten derſelben, that ſie in ein Körbchen und wanderte nach dem Ort, wo ſich der Kaiſer aufhielt. Hadrian aber ſah gerade aus einem Fenſter ſeines Palaſtes, und als er einen vor Alter gebeugten Mann mit einem Korbe auf dem Rücken am Schloßthor ſah, befahl er, ihn gleich herein in das Zimmer zu führen.

„Was bringſt du, Alter?“ rief er ihm entgegen.

„Möge es dem Kaiſer, meinem Herrn, ſich daran zu erinnern, gefallen,“ erwiederte dieſer, „wie er einſt einen ſehr alten Mann Bäume pflanzen ſah und von ihm verlangte, ſich zu zeigen, falls er noch Früchte davon erndten würde. Ich bin dieſer alte Mann und hier ſind die Früchte dieſer Bäume. Nimm ſie gnädig als ein demüthiges Zeichen der Dankbarkeit für deine große Herablaſſung an.“

Hadrian freute ſich, ſo ein auſſerordentliches Beiſpiel von Lebensdauer zu ſehen, die doch noch mit dem völligen Genuß der Seelenkräfte und acht-

barer körperlicher Thätigkeit verknüpft war. Er ließ den alten Mann niederſetzen, das Körbchen von den Früchten ausleeren und es ihm, mit Gold gefüllt, als ein Geſchenk zurückgeben. Einige Hofleute waren Zeugen des ungewöhnlichen Auftritts und riefen aus: „Es iſt unmöglich, daß unſer großer Kaiſer ſo viel Ehre einem verächtlichen Juden anthue!“

„Warum ſollte ich den nicht ehren, den Gott ſo geehrt hat!“ erwiederte ihnen Hadrian. „Seht ſein Alter an und ahmt ſeinem Beiſpiel nach!“

Und damit entließ der Kaiſer den Greis höchſt gnädig, welcher hoch erſtaunt und vergnügt nach Hauſe wanderte.

32.

Umſtände verändern die Sache.

Fortſetzung der vorigen Erzählung.

Als der Greis nach Hauſe kam, und das Geſchenk zeigte, das er empfangen hatte, erſtaunte alles Volk. Unter den Nachbarn aber, welche die Neugier in ſein Haus gelockt hatte, war ein einfältiges, geiziges Weib. Kaum ſah daſſelbe ſolchen großen Schatz, den er für ſo wenige Feigen erhalten hatte, als ihm in den Sinn kam, der Kaiſer

müſſe wohl gern ſolche Früchte eſſen. Eilig lief deshalb das Weib nach Hauſe und keifte mit ihrem Manne und rief: „Du Sohn des Elends, was träumſt du hier ſo? Hörſt du nicht, daß der Kaiſer ſo gern die Feigen hat? Gehe und trage ihm deren hin, daß du ſo reich wirſt, wie dein Nachbar!“

Der thörichte Mann war nicht vermögend, dem Schelten ſeines Weibes Widerſtand zu leiſten, und füllte einen großen Sack mit Feigen an, den nahm er auf ſeine Schultern. Nach vieler Anſtrengung aber kam er vor das Thor des Palaſtes und verlangte, vor dem Kaiſer gelaſſen zu werden. Und als ſie ihn fragten, was er denn wolle? antwortete er: daß er gehört habe, wie der mächtige Kaiſer gern Feigen eſſe; ſo habe er ihm einen Sack voll gebracht und hoffe auf eine große Belohnung. Das berichtete der Kämmerer ſeinem Herrn. Der Kaiſer aber konnte ſich nicht enthalten, über die Thorheit und die Anmaßung des Mannes zu lächeln und ſprach: „ſo laßt den Narren ſeine Belohnung hinnehmen. Befehlt ihm, zu bleiben, wo er iſt, und jede der durchs Thor des Palaſtes kommt, nehme eine ſeiner Feigen und werfe ſie ihm ins Geſicht, bis ſie verbraucht ſind. Dann laßt ihn gehen.“

Und es geschahe also. Der arme Mann ward gehöhnt, verspottet, mit den saftigen Feigen beworfen, und statt noch Gold zu wünschen, harrte er nur, den Boden seines Sackes zu sehen. Aber erst nach langer Geduld und groſser Plage ward dieſer Wunsch erreicht, und ihm, als der Sack geleert war, zu gehen erlaubt. Traurig und kummervoll schlich er nach Hause.

Sein Weib hoffte indessen und berechnete, wie sie den erwarteten Schatz anlegen und wie viel feine Hauben, Röcke und Kleider sie kaufen könne, und freute sich schon im Geiste, wie schön sie sein würde, wie alle Nachbarinnen staunen müſsten, daſs sie so in Gold und Seide erscheine. Ungeduldig wartete sie daher seiner Rückkehr. Als er nun kam und sie sah seinen Sack leer, meinte sie, daſs er die Taschen mindestens voll Gold habe. Und ohne ihn, nach gewöhnlicher Weise, mit einem Gruſse zu bewillkommnen und ihm kaum gestattend, daſs er Athem hole, fragte sie schnell: welch ein Schatz ihm zu Theil geworden sei?

„So habe doch Geduld, du böses, elendes Weib!“ rief der zornige Ehemann. „Habe Geduld! Ich will dir alles erzählen. Groſses Glück und vieles Glück hab' ich gehabt. Ein groſses

Glück war es für mich, daß ich zu dem Kaiſer Feigen und keine Pfirſichen trug, denn ſonſt hätten ſie mich vielleicht geſteinigt. Und **viel** Glück war es für mich, daß die Feigen reif waren, weil ich ſonſt meinen Kopf nicht wieder heim gebracht hätte!"

33.

Der Kopf der Schlange und ihr Schweif.

„**Wählet unter Euch weiſe und erfahrne Männer, die euern Stämmen wohlbekannt. Die will ich zu euern Häuptern ſetzen.**"

Der Schweif, den die Schlange hatte, war lange immer der Richtung gefolgt, welche der Kopf nahm, und darum war alles gut gegangen. Eines Tages aber wurde er unzufrieden mit ſolcher Weiſe, und ſprach zum Haupte: „Mit großem Unwillen hab' ich ſchon lange dein ungerechtes Beginnen geſehen. Auf allen unſern Wegen führſt du an, und ich muß dir als ein geringer Knecht nachfolgen. Immer erſcheinſt du an der Spitze, und ich muß, wie ein elender Diener, dahinten bleiben. Iſt das gerecht? Bin ich nicht ein Glied deſſelben Leibes? Warum ſoll ich ihn nicht leiten dürfen, gleich dir ſelbſt?" —

Der Kopf aber antwortete: „O du Thor! Wie willst du so thun? Hast du doch kein Auge, die Gefahr zu sehen, und kein Ohr, sie zu hören, und keinen Verstand, ihr zu entgehen? Muß ich nicht zu deinem Besten solcher Leitung fürstehen?" — „Zu meinem Besten?" haderte der Schweif. „Sprechen doch alle Könige und Gewaltige zu ihren Knechten also! Doch ich will nicht länger gehorsam sein und hinfort den Weg nehmen, der mir gut dünkt!" — Und das Haupt der Schlange sprach: „So geschehe denn, und sollst du den Weg zeigen, den ich wandeln soll!"

Der Schweif aber leitete die Schlange in einen schmuzigen Sumpf, und mit großer Mühe kam er zuerst wieder heraus, aber der ganze Körper war so mit Koth bedeckt, daß man kaum die Schlange wieder erkannte. Darauf führte er sie in ein Dorngebüsch, und jemehr er arbeitete, sie herauszubringen, desto mehr ward sie zerfleischt und desto tiefer verwundet. Es wäre um sie geschehen gewesen, wenn nicht der Kopf zur Hülfe gekommen und den Rückweg gefunden hätte. Doch aber war der Thörichte nicht zufrieden und beharrte bei seinem Trotze, und es traf sich, daß er sie in einen feurigen Ofen führte. Gar bald fühlte er das schreckliche Element,

und die Schlange krümmte ſich und der Kopf bot nochmals freundlich alles auf, dem Jammertode zu entrinnen. Aber es war zu ſpät. Das Feuer hatte bereits die edlern Theile ergriffen, und das Haupt theilte ihr unglückliches Geſchick.

Wo der König gezwungen iſt, den Willen der Knechte zu thun, wird das Reich in Kurzem zu Grunde gehen!

34.

Die Fortdauer erläutert durch die Schöpfung.

Man entdeckte einſt einen alten Grabſtein und auf ihm ſtand in griechiſcher Sprache:

Ich wär nicht, und wurde.
Ich bin nicht, aber ich werde.

Auf gleiche Weiſe antwortete einſt auch Rabbi Gabiha einem Zweifler:

„Ihr Thoren," ſprach dieſer zum Rabbi, „die ihr an eine Auferſtehung der Todten glaubt! Seht ihr nicht, daß die Lebenden ſterben? Wie könnt ihr glauben, daß die Todten leben werden!"

„O du Einfältiger!" entgegnete ihm Gabiha. „Glaubſt du an eine Schöpfung? — Nun, wenn

etwas lebt, das nie vorher da war, warum kann denn, was einst lebte, nicht auf's neue leben?"

35.

Gelübde soll man halten.

Es kam Einer zum Rabbi Judan und sprach: „Rabbi, entbinde mich von einem Gelübde, das ich gethan habe!"

„Was hast du gelobt?" fragte ihn der Meister.

„Ich habe gelobt, nichts zu erwerben!"

„Nichts zu erwerben?" rief aber Judan. „Welcher Mensch könnte so thöricht sein, solch ein Gelübde zu thun."

„Ich meinte blos," erklärte der Andere, „nichts zu erwerben im — Würfelspiele!"

„Und von diesem Gelübde wünschest du entbunden zu werden?" fragte der Rabbi. „Ich sehe, du willst auf's neue spielen, und darum kann ich dich von solchem Gelübde nicht entbinden!"

Wenn ein Mensch, sagt das Gesetz, ein Gelübde thut dem Herrn, oder einen Eid schwört, seine Seele mit einem Versprechen zu binden, so soll er sein Wort nicht unheilig machen, er soll es für heilig halten. Er muß dann dem gemäß thun, was aus seinem Munde gegangen ist.

Ob aber ſchon das Geſetz befiehlt, ſtreng einem Gelübde *nachzukommen*, ſo empfiehlt es dagegen keineswegs, ein Gelübde zu *thun*. Es räth eher davon ab, denn (Moſes, V. 23.) es ſteht ausdrücklich geſchrieben: „Wenn du das Geloben (Gelübde thun) unterweges läßt, ſo iſt dieſes keine Sünde.“ — Unſere frommen Vorfahren, lehrt der Talmud, thaten weder Gelübde, noch verſprachen ſie, noch beſtätigten ſie ihre Worte mittelſt eines Eides, ſondern in ihrem Verkehr mit andern ſprachen ſie blos: *Nein, nein, ja, ja*. Wenn nun aber in einem Augenblicke, wo die Ueberlegung fehlte, Jemand ein Gelübde eingegangen hatte, das ihm nachher reute, ſollte es dann ſeinem Ermeſſen überlaſſen bleiben, ob er es halten oder brechen dürfe? Sollte ſeine eigne Neigung hier den Ausſchlag geben? Das dünkte den Weiſen des jüdiſchen Volks unrecht, und ſie ordneten daher an, daß in ſolchen Fällen der Betheiligte vor den Aelteſten erſcheine, ſein Gelübde darthue und erkläre, warum es ihm leid ſei. Dann berathſchlagten ſie, ob größere Sünde dabei wäre, wenn er es bräche oder wenn er es halte und ſprachen ihn dann im letzten Falle davon los.

36.

Die Armen ſind unſere Brüder, denn Gott iſt ihr Vater, wie der unſrige.

Einſt fragte ein Heide den Rabbi Akiba: „wenn es wahr iſt, wie ich euch oft ſagen hörte, daß euer Gott ein Freund der Armen ſei, warum nimmt er ſich denn ihrer nicht an, oder mit andern Worten, warum läßt er ſie denn in Armuth ſchmachten?“

„Die Urſache davon iſt,“ antwortete Akiba, „damit wir das Verdienſt haben mögen, ſie zu erquicken, und uns ſo vor den Qualen des Gehinnoms zu retten *).“

*) Gehinnom, d. h. das Thal Hinnoms, in der Nähe Jeruſalems. (Joſua XV, 8.) Unter verſchiedenen Königen aus dem Stamme Juda ward es ſpäterhin durch die mancherlei Verbrechen bekannt, die hier begangen wurden. Jeremias ſchalt deshalb die Iſraeliten (VII, 31.). „Denn die Kinder Iſraels bauen die Altare Thopheth im Thal Ben Hinnom, (des Sohnes von Hinnom) daß ſie ihre Töchter und Söhne verbrennen.“ Späterhin war darum dieſer Ort ſo verabſcheut, daß ſchon ſein Name Schrecken einflößte und mit Hölle

„Das nennt ihr ein Verdienſt?“ fragte der Römer. „Ich ſollte eher glauben, es ſei ein Vergehen, für das ihr in Gehinnom beſtraft zu werden verdient. Denkt nur, daß ein König gegen einen ſeiner Sklaven zürne und ihn ins Gefängniß bringen ließ, wo er ohne Speiſe und Trank liegen ſoll. Würde der König nicht gerechte Urſache haben, auf den unwillig zu werden, der dem Gefangnen die eine und den andern brächte?“

„Aber ſtelle dir einmal vor,“ ſprach der Rabbi, „daß der König gegen einen ſeiner Söhne zornig geworden ſei. Im erſten Augenblick ſeines Unwillens befahl er, ihn ins Gefängniß zu bringen und ihm keine Nahrung zu reichen. Glaubſt du denn nun wohl, daß der König mit einem ſeiner Unterthanen zürnen werde, der das Unglück des Sohnes minderte und ſo dem Vater ſelbſt treu war? Wird er ihn nicht vielmehr dafür belohnen? — Uebrigens hat unſer Gott befohlen, daß wir den Armen erquicken ſollen, denn ſo ſprach er durch ſeinen Propheten Jeſaias: „Brich dem Hungrigen dein Brod und den weinenden Armen führe in dein Haus.“

---

gleichbedeutend wurde. So verſteht es Akiba. Jeremias prophezeiht dies a. a. O.

Und so ist es ein Verdienst, sie zu unterstützen."

37.

Der Gute übt gern Gerechtigkeit.

Unter den Tugenden, welche die alten Hebräer zierten, war Gastfreundschaft keineswegs die geringste. Sie freuten sich, wenn sie Freunde bewirthen und ihnen Annehmlichkeiten verschaffen konnten. Es traf sich einst, daß zwei Reisende zu dem Haus des Rabbi Phineas, des Sohnes von Ya-ir kamen. Der Rabbi bat sie, einzutreten und einige Erfrischungen anzunehmen und über Nacht bei ihm zu bleiben. Und sie nahmen dies willig an. Sie hatten aber einige Maaß Gerste bei sich, welche sie ohne Zweifel am nächsten Markttage verkaufen wollten. Diese gaben sie ihrem freundlichen Wirth, sie bis zu ihrem Fortgehen aufzubewahren. Früh am Morgen nahmen sie Abschied vom Rabbi und dankten ihm für seine Gastfreundschaft und traten auf's neue ihre Reise an. Doch in der Eile vergaßen sie ihre Gerste. Phineas wartete mehrere Tage auf sie. Als er sah, daß sie nicht wiederkehrten, befahl er, die Gerste zu säen und die Erndte davon auf-

zubewahren. Es verging längere Zeit als ein Jahr, bevor die Reiſenden zurückkamen. Aber kaum ſah ſie Phineas, als er ſie wieder erkannte. „Ihr kommt," ſprach er, „wahrſcheinlich der Gerſte wegen wieder zu mir?"

„Ja, Rabbi," antworteten ſie. „Als wir das letztemal bei dir waren, fühlten wir ſo viel Freude über deine Gaſtfreundſchaft, daß wir nicht eher an ſie dachten, als bis es zu ſpät war, zurückzukehren. Doch ſprich nicht davon. Sie wird verdorben und kaum des Mitnehmens werth ſein!"

„Da irrt ihr euch!" erwiederte Phineas. „Eure Gerſte iſt ſo gut, wie irgend eine!"

Und er führte ſie zur Scheune und gab ihnen zu ihrem Erſtaunen und ihrer Freude wohl fünf Hundert Maaß, denn ſo viel hatte die zurückgelaſſene getragen.

38.

Der Fuchs und der Fiſch.

Rabbi Akiba's Loos war es, in ſehr betrübten Zeiten zu leben. Jeruſalem lag in Trümmern; die Blüthe des Volks war während des Kriegs umgekommen oder in die Gefangenſchaft geführt, den

Triumphzug des Siegers zu schmücken. Die traurigen Reste, welchen noch in dem einst so glücklichen und jetzt verwüsteten Lande zu bleiben gestattet wurde, seufzten unter dem eisernen Joche der Römer, die den tapfern Widerstand, den das Volk gegen ihre Waffen bewiesen hatte, und die Hartnäckigkeit, womit sie das Land vertheidigten, dem Geiste seiner Religion zuschrieben und diese daher zu vertilgen wünschten. Sie verboten daher auch die freie Ausübung dieser Religion und das Lesen im Gesetze. Akiba sah die traurige Lage seiner Brüder und aus Furcht, daß die Kenntniß des Gesetzes ganz verloren gehen könne, wagte er es, trotzend den Befehlen der Römer, das Volk in den Geboten seiner Religion zu unterrichten und das Gesetz öffentlich zu lehren.

Als er eines Tages auf so löbliche Weise beschäftigt war, stellte ihm Papus, der Sohn Judahs, ein Mann, der seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt war, vor, wie unklug es sei, so den Befehlen der Römer entgegen zu handeln.

„Akiba," sprach er, „fürchtest du nicht dies Volk?"

Er meinte die Römer, und wünschte ihn von so einer gefährlichen Beschäftigung abzubringen, lü-

dem er noch bemerkte, daß es Zeiten gebe, wo die Klugheit gebiete, den Umſtänden zu weichen.

Akiba war der Meinung, daß kein Verhältniß den Iſraeliten rechtfertigen könne, wenn er ſeine Religion verlaſſe, denn „du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele, wenn auch dein Leben bedroht iſt.“ Auch war er überzeugt, daß die Leiden, welche das Volk duldete, Folgen ſeines Mangels an Tugend und daß nur Befreiung zu hoffen ſei, wenn es feſt am Geſetz halte. „Biſt du der Mann, Papus,“ antwortete er daher, „von dem geſagt ſteht, daß er weiſe ſei? Deine Worte zeigen vielmehr, wie du ein Thor biſt.“ Und um dem Volke, das ihm zuhörte, das Thörige ſolcher Klugheit zu zeigen, welche gemeiniglich genannt wird: ſich in die Umſtände ſchicken, für die oft einem augenblicklichen Vortheile ein immerdauerndes Gute geopfert wird, erzählte er folgende Fabel:

„Der Fuchs,“ ſagte er, „nahm einſt ſeinen Weg längs einem Fluſſe und ſah die Fiſche, die immer in der größten Unruhe und Angſt herausfuhren. Voll Neugier zu wiſſen, warum ſie ſo beſtürzt wären, wendete er ſich an ſie mit den Worten: darf ich denn, lieben Freunde, ſo keck ſein und fragen,

warum ihr so viel Angst zeigt? — Wir bemühen uns, war der Fische Antwort, unsern Feinden zu entfliehen und die Netze und Stricke zu vermeiden, welche sie uns bereitet haben! — O — o! rief der listige Fuchs. Wenn es weiter nichts ist — da kann ich euch wohl ein leichtes Mittel sagen, eure Sicherheit zu verbürgen. Kommt mit mir heraus ans Ufer, damit wir zusammen, gleich wie unsere Voreltern zu thun pflegten, in Friede wohnen mögen! — Die Fische merkten aber die Tücke ihres auf sie lauernden Rathgebers und sagten: Fuchs, Fuchs! bist du der, welcher für das klügste aller Thiere ausgegeben wird? Wahrhaftig, dein Rath giebt Zeugniß, daß du ein großer Narr seist! Wenn wir in unserm eignen Element sogar mit so vielen Gefahren bedroht sind, welche Sicherheit können wir denn da wohl auf einem andern unserer Natur ganz widerstrebenden und unsern Gewohnheiten so entgegengesetzten finden? — Mit uns ist es eben so, fuhr der fromme Rabbi fort. Wenn wir so viel Jammer und Elend dulden, da wir das Gesetz, von dem geschrieben steht: es ist dein Leben und die Erhaltung deiner Tage, nur zum Theil erfüllen, was soll denn unser Loos sein, sobald wir es ganz verlassen?"

Doch der fromme Rabbi konnte ſein tugendhaftes Beſtreben nicht mehr lange fortſetzen. Er wurde ins Gefängniß geworfen und endlich auf ausdrücklichen Befehl Hadrians hingerichtet.

Indeſſen traf es ſich, daß bald nach ſeiner Einkerkerung Papus in daſſelbe Gefängniß geführt wurde. Als ihn Akiba kommen ſah, fragte er ihn: „Papus, was bringt dich denn hierher?“ Er wollte damit ſagen: hat dich denn deine, die Zeit beachtende Klugheit nicht geſchützt? „O du Glücklicher!“ rief ihm Papus zu. „Du duldeſt für das Geſetz und ich für eitle Dinge!“ So nahm er jetzt ſeine frühere Meinung zurück und gab zu, daß wir verpflichtet ſind, unſer Leben ſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, wenn unſere Religion in Gefahr iſt und es ihre Erhaltung gilt.

39.

Die Leiter der Barmherzigkeit.

Acht Stufen oder Staffeln der Barmherzigkeit giebt es, ſagt Mainonides.

Die erſte und niedrigſte iſt, wenn man giebt, aber mit Widerwillen oder ungern. Die Gabe

kommt dann aus der Hand, aber nicht aus dem Herzen.

Die zweite heißt: willig, aber nicht im Verhältniß des Bedürfnisses geben, unter welchem der Leidende seufzt.

Auf der dritten giebt man willig und nach solchem Verhältniß, aber erst, wenn wir gebeten wurden.

Die vierte läßt willig und im Verhältniß und selbst unaufgefordert geben, aber man thut es dem Armen in die Hand und macht in ihm das peinliche Gefühl der Schaam rege.

Die fünfte hat das eigne, daß man Almosen auf eine Art giebt, wo der Arme die Gabe empfängt und seinen Wohlthäter kennt, aber diesem selbst nicht bekannt ist. So thaten manche unserer Vorfahren. Sie hingen Geld in den verborgnen Winkeln auf, daß der Arme daraus unbemerkt nehmen konnte.

Noch höher steigt die sechste Stufe. Da kennt man die Empfänger unserer Gabe, aber sie kennen uns nicht. So pflegten es unsere Vorfahren zu veranstalten. Sie sandten ihr Almosen in die Wohnungen der armen Leute und sorgten dafür, daß ihre Personen, ihre Namen unerforscht blieben.

Die siebente Staffel giebt noch mehr Verdienst. Sie erzeigt Barmherzigkeit in einer Art, daß der Wohlthäter nicht die Leute kennt, welche er errettet und diese von ihrem Wohlthäter nichts wissen. So thaten unsere barmherzigen Väter, als noch der Tempel stand. Denn in diesem Heiligthum war ein Ort, genannt die Kammer des Schweigens oder der Prunklosigkeit. Da legten die Frommen heimlich hinein, was ihnen das edle Herz zu geben gebot, und mit gleichem Stillschweigen wurden daraus die achtungswerthesten armen Familien erhalten.

Die achte und verdienstlichste Stufe unter allen aber ist die Barmherzigkeit im voraus zu üben, daß sie die Armuth verhüte, und namentlich dem Bruder, der zurückkam, entweder ein ansehnliches Geschenk zu geben oder Geld zu leihen, oder ihm ein Gewerb zu lehren, oder ihn in ein Gewerb zu bringen, so daß er einen ehrbaren Unterhalt erwerbe, nicht aber gezwungen sei, den schändlichen Weg einzuschlagen, seine Hand zum Almosen auszustrecken. Und darauf spielt die Schrift an, so sie sagt: Wenn dein Bruder verarmet und neben dir abnimmt, dann sollst du ihn aufnehmen, daß er, wäre er auch ein Fremdling oder Gast, neben dir leben mag. (3 Moses XXV, 35). Dies ist die höchste Staffel

der Barmherzigkeit und die Spitze ihrer goldnen Leiter.

40.

Ehrlichkeit darf unter keinen Umständen verletzt werden.

„Wer seinem Vater oder Mutter etwas nimmt und spricht: Es ist keine Sünde, der ist des Verderbens Geselle!"

Es giebt keine der Sittlichkeit nachtheiligere Meinung, keine, die so fruchtbar an nachtheiligen Folgen ist, als die, welche für Rechtlichkeit und Ehrlichkeit verschiedene Abstufungen hat. Laster bleibt Laster, es mag Freund oder Feind das Opfer davon sein. Durch den Kreis, in welchem es sich bewegt, wird es nicht verändert. Die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit lassen sich durch kein Zusammentreffen einzelner Umstände erschüttern. Und doch glauben manche, sonderbar genug, sich das Eigenthum ihrer Verwandten anmaßen zu dürfen, ohne daß diese vorher dazu einwilligen. Andere glauben, man könne gegen solche Betrug üben, welche uns betrogen und beeinträchtigt haben. Noch andere bilden sich ein, daß diese Dinge

uns in Bezug auf unsere Glaubensgenossen versagt seien. Daß solcher Unterschied eben so thörig, als falsch ist, bleibt eben so gewiß, als daß die Schrift keinen solchen Unterschied der Art macht. Die wichtigsten Gesetze über diesen Gegenstand drücken sich allgemein aus und ohne die mindeste Ausnahme zu machen. Du sollst nicht stehlen, heißt es; du sollst nicht falsch Zeugniß reden gegen deinen Nächsten. Du sollst nicht ungleich handeln am Gericht mit der Elle, mit Gewicht und Maaß. Gleiche Wage, gleich Gewicht, gleiches Maaß und gleichen Scheffel sollst du haben! So lauten diese und ähnliche Befehle gleich verbietend. Sie verpflichten zu allen Zeiten, an allen Orten und gegen alle. Und wenn das Gesetz sich zu einzelnen Dingen herabläßt, dann nennt es gerade die Verhältnisse, unter welchen wir uns solcher Verpflichtung frei erachten möchten. Du sollst den Fremden nicht drücken! d. h. den Mann, dem du durch keine besondern Bande oder Umstände zugethan bist. Wir dürfen, wie die alten Weisen es erklären, dieser Weisung zufolge, auch nicht durch Worte den Fremden drücken und behelligen.

Und Israels Weise lehrten nicht blos also, sondern übten auch diese strenge Gerechtigkeit, wie die folgenden Beispiele zeigen.

41.

Ein Ismaelit verkaufte einst dem Rabbi Simon ein Kameel und die Schüler des letztern führten es nach Haus. Als sie aber den Sattel abnahmen, fanden sie ein diamantenes Halsband, das unter ihm lag.

„Rabbi, Rabbi!" riefen sie. „Der Segen Gottes macht reich!"

Sie wollten damit andeuten, daß es Gott gegeben habe.

„Tragt die Diamanten dem Manne hin, von welchem ich das Thier kaufte!" sprach aber der Rabbi. „Er verkaufte nur das Thier, jedoch nicht kostbare Steine!"

Die Diamanten wurden dem zufolge zu nicht geringem Erstaunen des Eigenthümers zurückgegeben, aber der Rabbi hatte die schätzbarsten erhalten: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.

42.

Wer dem, welcher Unrecht thut, mit Unrecht vergilt, iſt ſchuldig gleich ihm.

Rabbi Huna handelte viel mit Wein und hielt große Vorräthe davon. Er hatte aber das Unglück, daß vier Hundert Fäſſer deſſelben verdarben und zum Verkaufe untauglich wurden. Rabbi Jehudah und einige Weiſe kamen und tröſteten ihn. Sie theilten ihm ihren Kummer über ſeinen großen Verluſt mit und baten ihn dann, doch ſeine Weiſe zu bedenken und zu prüfen.

„Meine Freunde," ſagte Huna, der in der That fromm war, „meint ihr denn, daß ich eine Sünde that, die ſolcher ſchweren Strafe werth ſei?"

„Und glaubſt du," fragten ihn die Weiſen ihrerſeits, „daß der Richter im Himmel ohne Urſache züchtigt?"

„Wohlan denn," ſprach Huna, „ſo ihr irgend einen Fehl an mir wißt, ſo thätet ihr beſſer, ihr nenntet mir ihn!"

Da machten ihn ſeine gelehrten Freunde aufmerkſam, wie er es verſäumt habe, den Gärtnern

den Abfall im Weinberge zu geben, welchen ſie für ihren gerechten Antheil erachteten.

„Das iſt wohl wahr," vertheidigte ſich der Rabbi. „Aber welches Vergehen iſt dabei? Wißt ihr nicht, daß die Gärtner nicht ſehr ehrlich zu ſein pflegen und mehr nehmen, als ihnen gebührt?"

„Sei es," riefen die Weiſen. „Aber du vergißt des Sprüchworts: Wer dem Unrechtlichen ſtiehlt, nimmt Theil an ſeinem Raube."

Sie wollten ihm damit andeuten, daß man ſelbſt gegen ſolche rechtlich handeln müſſe, welche uns beeinträchtigen. Huna war zwar reich, mächtig und gelehrt, aber er ſchämte ſich nicht, ſeinen Fehler zu geſtehen. Er machte den begangenen Fehler gut und dankte den Weiſen für die Lehre, die ſie ihm gegeben hatten *).

*) Zu beachten iſt allerdings hierbei, daß die Vorzeit hier beſchränkter dachte, als weiſe iſt; daß dieſe Erzählung alſo nicht dazu dienen darf, den ſchädlichen, irrigen Grundſatz zu beweiſen: es ſei jeder Unfall, der uns trifft, eine Strafe für einen Fehltritt, eine ungerechte Handlung.

43.

Was man ſich auch nur im Innern gelobte, muß man halten.

Rabbi Saphra wollte eines ſeiner Güter verkaufen und forderte einen gewiſſen Preis dafür. Es war aber jemand, der Luſt es zu kaufen hatte und ihm ein Gebot that, das viel weniger, als der wahre Werth war. Einige Zeit nachher mangelte dem Rabbi das Geld und er entſchloß ſich, das Gebot anzunehmen. Doch während des hatte der andere, voll des Wunſches, das Gut zu erhalten, und unbekannt mit des Rabbis Entſchluſſe, ſich vorgenommen, ihm die von ihm geforderte Summe zu zahlen und kam deshalb zu ihm. Doch der redliche Saphra weigerte ſich, ſie zu nehmen, „denn," ſprach er, „ich hatte mich entſchloſſen, bevor du kamſt, zu nehmen, was du mir geboten hatteſt. So gieb es mir und ich werde zufrieden ſein. Mein Gewiſſen erlaubt mir nicht, von deiner Unwiſſenheit Nutzen zu ziehen!"

Rabbi Saphra handelte, wie es geſchrieben ſteht im 15ten Pſalm: Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Wer aufrichtig einhergeht und

recht thut und spricht die Wahrheit in seinem Herzen!

44.

Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden.

Es traf sich, daß Rabbi Saphra mit seinen Schülern spazieren ging. Und als sie dahin wanderten, begegneten sie ohnfern der Stadt einem Manne, der, vermeinend, daß ihm der Rabbi absichtlich entgegen gegangen sei, ihm für solche Höflichkeit dankte.

„Thue das nicht," sprach da Saphra. „Ich komme blos, um spazieren zu gehen."

Da war der Mann verlegen und schämte sich etwas. Die Schüler aber, welche es gehört hatten, fragten ihren Meister, warum er denn so handele.

„Wollt ihr, daß ich mich einer Unwahrheit schuldig mache?" entgegnete der fromme Rabbi.

„Nein," sprachen seine Schüler. „Aber du konntest ja schweigen!"

„Meine Söhne!" belehrte sie der fromme Mann, „es schickt sich nicht für einen Mann aus

Israel, sich ein Verdienst anzumaßen, das ihm nicht zukommt, noch seinem Nachbar durch Worte, durch Schweigen eine falsche Meinung beizubringen!"

45.

Verdamme nicht deinen Bruder wegen einzelner Handlungen.

Abba Umna, ein jüdischer Arzt, war gar sehr berühmt wegen seiner Frömmigkeit und Menschenliebe und Erfahrung in seiner Kunst. Er machte keinen Unterschied zwischen Armen und Reichen, und besonders wartete er der Gelehrten, von denen er nie die geringste Belohnung für seine Dienste nahm. Denn er sah sie als seine Brüder und Gefährten an, deren Arbeit noch wichtiger sei, als die seine, da sie bestimmt wären, die Krankheiten der Seele zu heilen.

Da Abba Umna die Leute nicht abschrecken wollte, die seine Kunst zu benutzen gedachten, und sich schämen konnten, wenn sie ihm eine kleine Belohnung brächten, so hing er im Vorzimmer eine Büchse auf und jeder that hinein, so viel ihm gut dünkte. Sein Ruhm aber breitete sich immer weiter und weiter. Als nun Abba Ye, der vornehmste

in der gelehrten Schule, davon hörte, und er zu wissen wünschte, ob alles wahr sei, was man von dem gelehrten Manne erzählte, sandte er ihm zwei Schüler, welche nicht wohl waren. Der Arzt nahm sie freundlich auf und reichte ihnen Arznei und bat sie, in seinem Hause über Nacht zu bleiben. Das thaten sie gern, und weilten bis zum nächsten Morgen, wo sie Abschied nahmen.

Sie hatten aber einen Teppich zu sich gesteckt, welcher das Lager bedeckte, worauf sie schliefen; den trugen sie auf den Markt und warteten, bis ihr freundschaftlicher Wirth kam, wo sie sich stellten, als hätten sie ihn zu verkaufen. Und sie fragten ihn, wie viel er werth sei.

Abba Umna nannte eine Summe.

„Meinst du nicht, daß er mehr werth sei?" fragten sie.

„Nein," war des Arztes Antwort, „denn es ist gerade so viel, als ich für einen Teppich gegeben habe, der gerade diesem gleicht.

„Nun, guter Mann," riefen sie, „es ist der deinige. Wir nahmen ihn mit hinweg aus deinem Hause. Sage uns doch einmal aufrichtig, wir bitten darum, hattest du, als du ihn vermißtest, keine üble Meinung von uns?"

„Wahrhaftig nicht!" war des frommen Mannes Antwort. „Ihr wißt doch, daß ein Sohn Israels von Niemandem Böses denken, noch über seinen Nächsten ein böses Urtheil nach einer einzelnen Handlung fällen soll? Und überzeugt war ich ja, daß von diesem Teppich kein nachtheiliger Gebrauch gemacht würde. Also laßt es gut sein. Verkauft ihn und gebt das Geld den Armen!"

Die Schüler willfahrten seinem Geheiß, verließen ihn mit Dank und Bewunderung, und vergrößerten noch seinen wohlerworbenen Ruhm durch ihre Erzählung.

Doch der edelste Zug im Charakter dieses Mannes bestand wohl darin, daß er nie von Armen eine Belohnung annahm und sie mit allem versorgte, was bei ihrem Siechthum zu ihrer Genesung beitragen konnte. Hatte er sie durch seine Kunst und Pflege wieder hergestellt, dann pflegte er ihnen Geld zu geben und zu sagen: „Nun, meine Kinder, geht und kauft euch Brod und Fleisch, denn dies sind die besten und einzigen Arzneien, so ihr vonnöthen habt!" *)

*) Ganz diesem Abba Umma ähnlich war ein in Leipzig im Anfang dieses Jahrhunderts lebender

46.

Die Thorheit des Götzendienſtes.

Terah, der Vater Abrahams, erzählt die Sage, war nicht nur ein Götzendiener, ſondern auch ein Bildner von Götzenbildern, welche er zum öffentlichen Gebrauche auszuſtellen pflegte. Eines Tages mußte er aus dem Hauſe gehen und befahl Abraham, ſtatt ſeiner Acht zu haben, welchem dieſer, obſchon ungern, gehorchte.

„Was koſtet der Götze?" fragte ein alter Mann, der gerade in die Werkſtätte kam und auf ein Bild zeigte, das ihm wohl gefiel.

„Darf ich fragen, Greis, wie alt du biſt?" erwiederte ihm Abraham ausweichend.

„Achtzig Jahre!" antwortete der alte Götzendiener.

„Achtzig Jahre!" rief Abraham. „Und du willſt ein Bild anbeten, das von meines Vaters Knechten in den letzten vier und zwanzig Stunden gemacht wurde? Sonderbar! Ein Mann von achtzig Jah-

---

praktizirender jüdiſcher Arzt, Dr. Levi, der für die Armen dieſer Stadt als Arzt und Menſchenfreund unendlich viel that. D. Ueb.

ten will ſein graues Haupt vor dem Gebilde eines Tages beugen!"

Der Mann ſchämte ſich aber und ging hinweg. Bald nachher kam ein ernſtes, vornehmes Weib und trug eine große, mit Blumen geſchmückte Schüſſel mit Speiſen. „Hier," ſagte ſie, „habe ich den Göttern eine Gabe gebracht. Setze ſie ihnen vor, Abraham, und bitte ſie, daß ſie mir gnädig ſeien!"

„Setze ſie ihnen doch ſelbſt vor, thöriges Weib!" eiferte Abraham. „Du wirſt bald ſehen, wie gern ſie die Speiſe verſchlingen werden!"

Und ſie that ſo. Abraham aber nahm in dieſer Zeit einen Hammer und ſchlug die Götzenbilder in Stücke, das größte ausgenommen, dem er das zerſtörende Werkzeug in die Hände gab.

Als nun Terah wieder heim kam, ſah er zu ſeinem größten Staunen und Schrecken den Schaden, der unter ſeinen Götzenbildern angerichtet war.

„Was heißt das, Abraham? Welcher gottloſe Wicht hat es gewagt, ſo unſere Götter in ſolcher Weiſe zu behandeln?" rief er thörigerweiſe aufgebracht.

„Warum ſollte ich meinem Vater etwas ver-

bergen?" antwortete der fromme Sohn. „Während deiner Abwesenheit kam ein Weib mit dem Geschenke für die Götter, welches dort noch steht. Sie setzte es ihnen vor. Die jüngern Götter, welche, wie du dir leicht denken kannst, seit langer Zeit keine Speise gekostet haben mögen, streckten geschwind die Hände darnach aus und fingen an zu essen, bevor das alte Götzenbild die Erlaubniß gegeben hatte. Erzürnt über ihre Kühnheit stand es auf, nahm den Hammer und strafte sie für den Mangel an Achtung!"

„Willst du meiner spotten? Willst du den betagten Vater hintergehen?" fragte Terah in heftigem Tone. „Weiß ich etwa nicht, daß sie weder essen, noch gehen, noch sich bewegen können?"

„Und doch," bemerkte ihm Abraham, „zollst du ihnen göttliche Ehre, betest sie an und wolltest, daß ich zu ihnen betete?"

Doch umsonst redete Abraham also mit seinem abgötterischen Vater. Der Aberglaube ist beides, taub und blind. Der unnatürliche Vater überlieferte ihn dem Gericht des eben so abgöttischen Nimrod. Doch ein gnädigerer Vater — der barmherzige und gütige Vater von uns allen — schützte

Abraham gegen die drohende Gefahr und er ward der Stammvater der Gläubigen.

47.

Wie Abraham sich gegen Nimrod vertheidigt und aus dem feurigen Ofen gerettet wird.

Fortsetzung des Vorigen.

Als Abraham nämlich vor Nimrod geführt war, drang der Tyrann in ihn, das Feuer anzubeten.

„Großer König, sprach da der Vater der Gerechten, wäre es nicht besser, das Wasser anzubeten? Es ist ja mächtiger, denn das Feuer, sintemalen es die Macht hat, dieses zu löschen?"

„So bete das Wasser an!" rief Nimrod.

„Und doch dünket mich, redete Abraham ferner, es müsse vernünftiger sein, zu den Wolken zu beten, denn sie führen das Wasser in ihrem Schoos und lassen es auf die Erde träufeln!"

„Wohlan!" befahl Nimrod aufs neue, so flehe zu den Wolken, weil sie, wie du meinst, größere Macht haben!"

„Nicht doch, fuhr Abraham fort. Wenn die Macht es ist, wegen welcher wir ein Ding anfle-

hen sollen, so gebührt dem Winde der Vorzug, denn er treibt durch seine größere Gewalt die Wolken auseinander und jagt sie vor sich her!"

„Mit diesem Geschwätze werden wir nie zu Ende kommen!" rief Nimrod. „So verehre denn den Wind, und ich will deine erstern Schmähungen vergessen!"

„Zürne nicht großer König!" bat Abraham. Ich kann nicht das Feuer, und nicht das Wasser, nicht die Wolken und nicht den Wind, noch ferner eines der Dinge anbeten, die du Götter nennst. Denn alle Macht, die sie haben, haben sie von einem Wesen, welches das Mächtigste und lauter Gnade und Liebe ist. Den Schöpfer Himmels und der Erde – ihn allein will ich anbeten!"

„Wohlan!" schrie der Tyrann, da du dich weigerst, das Feuer anzubeten, so sollst du bald seine mächtige Kraft fühlen!"

Und er befahl, Abraham in einen feurigen Ofen zu werfen. Doch Gott rettete ihn aus den verzehrenden Flammen und machte ihn zu einer Quelle des Heiles für viele Völker.

48.

Rabbi Meir und das Weib ohne Obdach.

„Suche Friede und jage ihm nach!"

Rabbi Meir pflegte am Abend vor dem Sabbath vor dem Volke öffentlich zu reden und es zu erbauen. Unter den vielen aber, die ihn hörten, war ein Weib und dies wurde so entzückt von seiner Rede, daß sie wartete, bis er geendet hatte. Getröstet und belehrt ging sie heim und wollte sich des Mahles freuen, das zu Ehren des Sabbathabends gewöhnlich bereitet war. Doch sie sah sich gar sehr getäuscht, denn als sie an die Thüre kam, fand sie, daß die Lichter ausgelöscht waren. Ihr Mann aber stand voll Unmuths außer dem Hause.

„Wo bist du gewesen so lang?" fragte er in einem Tone, der gleich zeigte, daß er über ihre Abwesenheit sehr unzufrieden sei.

„Ich habe unsern weisen Rabbi lehren gehört," antwortete das Weib sanft. Und eine köstliche Rede war es!"

„War es?" wiederholte der Mann, und wollte, daß es etwas witzig scheinen sollte. „Nun, wohlan, wenn dir der Rabbi so gefallen hat, sollst du doch auch nicht in dies Haus kommen, bis du ihm

haſt in das Geſicht geſpieen zum Lohne für die Unterhaltung, ſo er dir geſchafft hat!"

Das Weib erſchrack über ſolch' eine unverſtändige Rede und glaubte anfangs, daß ihr Eheherr ſcherze. Sie freute ſich ſchon, weil ſie dachte, daß ſeine gute Laune zurückkehre. Doch bald wurde ſie überzeugt, daß hier kein Scherz ſei. Der Rohe beſtand darauf, daß ſie nur unter der einzigen Bedingung im Hauſe Aufnahme fände, wenn ſie dem Lehrer ins Geſicht ſpeie. Und da ſie zu fromm war, irgend jemand ſo unwürdig zu begegnen, am wenigſten aber dem frommen, gelehrten Rabbi, ſo mußte ſie auf der Straße bleiben, bis ihr ein mitleidiger Nachbar ein Obdach bot, das ſie mit Freuden annahm.

Hier blieb ſie einige Zeit und bemühte ſich umſonſt, den harten Gatten zu erweichen, der immer auf ſeiner erſten Forderung beſtand.

Das Gerücht aber verbreitete ſich in der ganzen Stadt und Rabbi Meir bekam ebenfalls Kunde davon. Sogleich ließ er das Weib zu ſich entbieten. Sie kam. Der freundliche Mann bat ſie, ſich zu ſetzen. Ohne im mindeſten des Gerüchtes zu gedenken, das umher lief, ſagte er ihr, daß ſeine

Augen entzündet ſeien und fragte, ob ſie kein Mittel dagegen wiſſe?

„Meiſter, antwortete ſie, ich bin ja ein unwiſſendes, armes Weib. Wie ſollte ich wiſſen, was deine Augen heilen kann!“

„Und doch! doch!“ verſicherte der Rabbi. Thue, wie ich dir ſagen werde. Laß deinen Speichel ſiebenmal in meine Augen fallen, dies wird ſie heilen!“

Das Weib meinte, daß in ſolchem Verfahren eine große Tugend liege und that nach einigem Zögern alſo. Als aber dies geſchehen war, ſprach Meir zu ihr: Gutes Weib, gehe nun heim und ſage deinem Manne: du verlangteſt, daß ich einmal dem Rabbi Meir ins Antlitz ſpeien ſollte. Ich habe alſo gethan. Ja, ich habe noch mehr gethan, ſiebenmal ſpie ich ihn an. Jetzt laß uns wieder verſöhnt ſein!“

Die Schüler des Rabbi hatten dies Benehmen ihres Meiſters beobachtet und wagten ihn zu ſchelten, daß er ſich von einem Weibe ſolch eine Erniedrigung habe gefallen laſſen. Sie meinten: dies ſei der Weg, das Geſetz und ſeine Lehren beim Volke in Verachtung zu bringen.

„Meine Söhne, antwortete ihnen der fromme Rabbi, merket euch, was Frieden und Einigkeit unter den Menschen fördert, schändet nicht. Nur Laster und Bosheit kann uns herabwürdigen.“

49.

Der rechtmäßige Erbe, oder denke siebenmal nach, ehe du den Weisen und Achtbaren einer Thorheit beschuldigst.

„In den Worten der Weisen suchen die Weisen tiefer zu spähen!“

Ein reicher Israelite, der in weiter Entfernung von Jerusalem wohnte, hatte einen einzigen Sohn. Diesen sandte er in die heilige Stadt, daß er dort erzogen würde. Während der Abwesenheit desselben ward der Vater plötzlich krank, und als er sein Ende nahen sahe, machte er ein Testament, mittelst dessen all sein Vermögen einem Sklaven zufiel, den er mit Namen bezeichnete. Nur die Bedingung war dabei, daß sich der Sohn von der ganzen Habe ein Ding wählen möge, so ihm gefiel.

Kaum war der Herr gestorben, als der Sklave, aufgeblasen durch die Aussicht auf so großen Reichthum nach Jerusalem eilte, den Sohn von dem,

was vorgefallen war, benachrichtigte und ihm des Vaters letzten Willen zeigte.

Der junge Israelit ward vom tiefsten Kummer ergriffen, als er solche unerwartete Kunde erhielt. Er zerriß seine Kleider, streute Asche auf sein Haupt und beklagte den Verlust seines Vaters, den er zärtlich liebte, dessen Andenken er immer verehrte.

Doch kaum waren die ersten Ausbrüche des Schmerzes vorüber und die zur Trauer bestimmten Tage vergangen, als der junge Mann ernstlich über die Lage nachdachte, in die er gerathen war. Geboren im Ueberflusse, aufgewachsen in der Erwartung, nach seines Vaters Hinscheiden die Besitzungen zu erhalten, auf welche er so gerechte Ansprüche zu machen hatte, sah er nun, oder meinte es doch zu sehen, wie seine Hoffnungen getäuscht, und alle seine weltlichen Aussichten verschwunden waren. In diesem Gemüthszustande ging er zu seinem Lehrer, einem Mann, berühmt wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit und ließ ihn das Testament lesen, indem er voll des bittern Unmuths die Meinung äußerte: der Vater habe durch solche seltsame Verfügung keine gute Gesinnung, keine Liebe zu seinem Kinde bewiesen.

„Sprich nicht so von deinem Vater, junger

Mann! rief der fromme Lehrer. Dein Vater war ein weiser Mann, ein zärtlicher Vater. Den überzeugendsten Beweiß davon gab er dir durch dieses Teſtament!"

„Durch dieſes Teſtament? rief der junge Mann. „Durch dieſes Teſtament? Wahrhaftig, geehrter Meiſter, du ſprichſt nicht im Ernſte. Ich kann keine Weisheit darin ſehen, denn es verleiht ſein Eigenthum einem Sklaven; noch Liebe zu ſeinem einzigen Sohne, denn es raubt dieſem ſein angeſtammtes Recht!"

Dein Vater that keines von beiden," redete ihm der weiſe Lehrer zu. „Gleich einem gerechten, liebenden Vater hat er dir ſein Vermögen geſichert, wenn du es nur ſelbſt in Empfang zu nehmen weiſe genug biſt!"

„Wie? wie ſoll ich das?" rief der Schüler im äußerſten Staunen. Wahrhaftig, ich verſtehe dich nicht!"

„Nun, ſo höre; höre, junger Mann und dann wirſt du Urſache finden, die Weisheit deines Vaters zu bewundern. Als er ſein Ende nahen ſahe, und merkte, daß er den Weg wandeln müſſe, den alle Sterblichen früher oder ſpäter gehen, dachte er bei ſich ſelbſt: ſiehe da; ich muß ſterben. Mein

Sohn ist zu fern von mir, gleich alles, was ich habe, in Besitz zu nehmen. So werden meine Knechte, sind sie nur gewahr, daß ich todt bin, sogleich mein Eigenthum plündern, und, damit sie die Entdeckung vermeiden, meinen Tod vor dem geliebten Sohne zu verheimlichen suchen. Dann haben sie ihn selbst um den traurigen Trost gebracht, daß er um mich weinen kann. Um nun das Erstere zu vermeiden, vermachte er seine ganze Habe seinem Knechte, denn dessen augenscheinlicher Vortheil war es, sie zu bewahren. Um das Zweite zu bewirken, machte er es zur Bedingung, daß dir erlaubt sei, etwas von dem Vermögen zu wählen. Damit der Sklave sich vor dem Richter sein scheinbares Recht sichere, dachte er, wird er nicht ermangeln, dir schnell Kunde zu geben, wie er in der That gethan hat!"

„Gut, gut! unterbrach ihn der junge Mann voll Ungeduld. Was nützt mir dies alles? Wird mir dies zu dem Vermögen helfen, dessen ich so ungerecht beraubt bin?"

„O ich sehe, daß die Weisheit nur eine Begleiterin des Alters ist! Weißt du nicht, daß alles, was ein Sklave besitzt, seinem Herrn gehört? Und hat dein Vater dir nicht die Macht gegeben, aus seiner Habe irgend ein Ding zu wählen, das dir

gefällt? Was hindert dich denn, dieſen Sklaven als dein Erbtheil anzuſprechen? Und wenn du ihn beſitzeſt, ſo biſt du zum Anſpruch auf das Ganze berechtigt. So war ohne allen Zweifel deines Vaters Wille!"

Da bewunderte der Jüngling die Weisheit des Verſtorbenen und die Klugheit des Lehrers. Er benutzte den Wink, nahm den Sklaven zu ſeinem Erbtheil und ſo das Ganze in Beſitz. Hierauf ſchenkte er dem Sklaven die Freiheit und eine anſehnliche Summe Geldes, blieb aber auch überzeugt, daß die Weisheit eine Begleiterin des Alters iſt und der Verſtand erſt mit den Jahren kommt.

50.

Der Fuchs im Garten.

„Es iſt eine böſe Plage, die ich ſahe unter der Sonne: Reichthum behalten zum Schaden des, der ihn beſitzt und ihn verlieren durch böſen Gebrauch. Der Reiche erzeugt einen Sohn und es bleibt nichts für ihn. Er kehrt zurück, von wannen er kam, nackt und blos, wie

er aus seiner Mutter Schooße kam, ohne daß er etwas für alle seine Arbeit hat, das er in seiner Hand mit von hinnen nehmen könnte!"

Diese Lehre, welche der königliche Weise (Pred. Sal. V. 12—14) als Frucht der eignen Erfahrung mittheilt, erläutert der gelehrte Rabbi Geneva durch folgendes Gleichniß:

Der Fuchs kam einst einem Obstgarten nahe, und sah' von außen die hohen Bäume mit Früchten beladen, und freute sich sehr, wenn er dachte, wie wohl ihm diese schmecken würden. Allein eine hohe Mauer hinderte ihn, hineinzukommen. Er suchte lange nach einer Oeffnung, und als er eine fand, war sie für seinen Leib zu enge. Er ersann sich daher nach seiner Gewohnheit eine List und fastete drei Tage lang, und war dann mager genug, hindurch zu kriechen. In vollem Maße speiste er nun von den schönen Früchten. Doch als er gesättigt war, fiel es ihm bei, wie er wohl könne gesehen werden, und daß er dann für seinen Raub mit dem Leben büßen müsse. Er ging daher wieder nach dem Eingange und versuchte, aus dem Garten zu entfliehen, doch zu seinem Schrecken sah er, daß dies unmöglich war, denn er hatte wieder gewaltig zu-

genommen. „Ich bin in großer Noth," sprach er da zu sich selbst. „So der Herr dieses Gartens käme, und sähe mich und forderte Rechnung von mir, was würde aus mir? Seh' ich doch', daß Fasten allein mich wieder herausbringen kann!" Und mit großem Widerwillen that er also drei Tage lang und entkam dann aus dem Garten, und rief, als er entronnen war: „Wie bist du so schön, o Garten, und wie sind deine Früchte so lieblich und süß! Doch was nützest du mir? Was habe ich für alle Mühe und List mit herausgenommen?"

Der Mensch kommt nackend auf die Welt — nackend muß er sie verlassen, und nichts nimmt er für seine Mühe und Arbeit von hinnen, als die Früchte — seiner Rechtlichkeit!

51.

Alexander und die Königin.

„Hüte dich, daß du nicht erwirbst, was dir das bereits Erworbene raubt."

„Fahre nicht bald heraus zu zanken, denn du weißt nicht, was du am Ende thun sollst, wenn dich dein Nachbar beschämt."

Alexander der Macedonier, deſſen wahnſinniger Ehrgeiz keine Gränzen kannte, deſſen Herrſchſucht durch Ströme von Menſchenblut nicht geſtillt wurde, hatte zahlloſe Völker unterjocht, die ſchönſten Theile der Erde verwüſtet, die Länder mit Jammer gefüllt und doch war er noch bei weitem nicht mit ſeiner Herrſchaft zufrieden. Noch immer ſeufzte er nach Eroberungen und war ohne Ruhe, ehrgeizig, wie je.

Als er nun aus Indien zurückkam, nahm er ſich's vor, in das Innere von Afrika zu dringen. Er theilte aber ſeinen Plan einigen hebräiſchen Weiſen mit, die gerade in ſeinem Lager waren.

„Du kannſt nicht dahin gehen!" ſprachen ſie. „Es ſind dort unzugängliche Berge dazwiſchen, dürr und unfruchtbar und nicht zu beſteigen!"

„Ich frage nicht darnach, ob eine Sache möglich ſei oder nicht!" verſetzte der trotzige König. „Ihr wißt, wie ich alle Schwierigkeiten zu beſiegen gewohnt bin; mein Wunſch iſt, nur die Richtung zu erfahren!"

„So nimm, riethen die Weiſen, einige lybiſche Eſel, die im finſtern zu wandeln gewohnt ſind, binde ſie mit fügſamen Stricken zuſammen und

nimm die Enden davon in deine Hand, dann treib sie und gehe und folge ihnen!"

Alexander that, wie sie gerathen hatten, und trat den Weg an. Als sie nun durch dürre Wüsten und unfruchtbare Gegenden gezogen waren, kamen sie endlich in ein fruchtbares Land, das vornehmlich von Weibern bewohnt und beherrscht wurde. Alexander war schon im Begriff, die Hauptstadt zu stürmen, als ein Weib, durch ihre erhabene Gestalt und edle Haltung vor ihren Gefährtinnen ausgezeichnet, kühn entgegen kam. Sie grüßte ehrfurchtsvoll den König und fragte ihn: was ihn in ihr fernes Land geführt haben möchte.

„Ich bin gekommen, zu kämpfen und zu siegen!" antwortete der Stolze.

„Großer König, erwiederte die kluge Heldin. „Wie? Du willst mit Weibern kämpfen? Sind denn alle Männer todt, daß du deine Tapferkeit gegen Weiber bewähren willst? Glaube mir, uns zu besiegen ist leichter gedacht, als ausgeführt. Auch geziemt es ja wohl einem weisen Mann, die Folgen einer Unternehmung eher zu bedenken, als er davon geht. Jetzt denke, daß du uns besiegst. Wird es dir Ehre bringen? Wird nicht nachher stets gesagt werden: der mächtige Alexander hat

einige hülfloſe Weiber getödtet? Doch ſollte das Glück gegen dich entſcheiden, und ſollten wir den Sieg davon tragen: mit welcher Schande, welchem Spott wird dann dein Ruhm befleckt werden! Wird man nicht alsdann ſagen: der groſse König, der Beſieger der Welt, iſt zuletzt von einigen Weibern geſchlagen, und erbärmlich beſiegt worden? So laß uns im ungeſtörten Beſitze unſers Landes und kehre deine mächtigen Waffen gegen deiner würdigere Feinde."

Alexander war von ihrer Unerſchrockenheit und noch mehr von den richtigen Bemerkungen überraſcht. Er bat blos um die Erlaubniß, an den Thoren der Hauptſtadt eine Inſchrift einhauen zu dürfen:

„Ich Alexander, der Thörige, hatte ſo viele Völker beſiegt, bis ich endlich in dieſes Land kam und Weisheit von Frauen lernte!"

52.

Alexander und der Schädel.

„Das Grab und die Sünde werden nimmer voll und der Menſchen Augen nie geſättigt!"

Als Alexander durch traurige Einöden und unbebaute Wüsten zog, kam er an einen kleinen Bach, dessen Wasser friedlich in den grünen Ufern hinfloß. Die glatte, helle Fläche desselben war ein Bild der Zufriedenheit und seine Stille schien zu flüstern: dies ist der Wohnort des Friedens und der Ruhe. Nichts rührte sich, kein Laut ward gehört, als das sanfte Murmeln, das dem müden Wandrer ins Ohr gleichsam sagen wollte: Komm und genieße die Schönheit der Natur; oder aber es klagte vielleicht auch, daß solche Geschenke umsonst gespendet würden. In dem nachdenkenden Herzen konnten tausend angenehme Bilder erwachen.

Doch welchen Reiz konnte dies alles für die Seele eines Alexanders haben, dessen Brust mit Plänen eitlen Ehrgeizes und der Eroberungssucht gefüllt; dessen Auge mit Hungersnoth und Schlachten, bekannt, dessen Ohr an das Geräusch der Waffen, das Seufzen der Verwundeten und Sterbenden gewöhnt war? Er zog daher weiter. Indessen von Hunger und Durst überwältigt, mußte er bald rasten. Und er setzte sich an das Ufer des Baches, nahm einen Trunk Wasser zu sich und fand dies wohlschmeckend, wie auch sehr erquickend; dann ließ er sich ein wenig gesalzenen Fisch bringen, mit dem

er wohl in Menge verſorgt war. Den tauchte er in den Bach, um den widrigen Geſchmack zu entfernen, und erſtaunte gar ſehr, als der Fiſch einen lieblichen Geruch von ſich gab.

„Wahrhaftig, ſprach er, dies Gewäſſer muß ſonderliche Kräfte beſitzen und aus einem reichen, glücklichen Lande kommen. Laßt uns alſo in daſſelbe hinaufziehen!“

Und als ſie dem Laufe des Fluſſes folgten, kamen ſie endlich an die Pforten des Paradieſes. Aber die Thore deſſelben waren geſchloſſen. Er pochte an und forderte mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm Einlaß.

„Du kannſt nicht herein kommen!“ rief eine Stimme darin. „Dies iſt die Pforte des Herrn!“

„Ich bin der Herr, der Herr der Erde!“ ſagte der ungeduldige Held. „Ich bin Alexander, der Sieger! Wollt ihr mich hineinlaſſen?“

„Nein!“ war die Antwort. „Hier kennen wir keine Sieger, die allein ausgenommen, welche ihre Leidenſchaften beſiegen. — Nur der Gerechte kann hier Eingang finden!“

Umſonſt bemühte ſich Alexander in den Aufenthalt der Seligen zu dringen. Nicht Bitten, nicht

Drohungen halfen ihm. Als er nun ſah, daß alle ſeine Mühe umſonſt war, wendete er ſich an den Wächter des Paradieſes und ſagte:

„Du weißt, ich bin ein großer König und ein Mann, dem die Völker huldigen. Da du mich nun nicht hinein laſſen willſt, ſo gieb mir mindeſtens etwas, daß ich der ſtaunenden, bewundernden Einfalt zeigen kann: ich ſei geweſen, wo noch kein Menſch vor mir war!“

„Hier, du Thor!“ rief der Wächter des Paradieſes. „Hier iſt etwas für dich! Es kann die Krankheiten der verirrten Seele heilen. Ein Blick darauf mag dir mehr Weisheit lehren, als du bisher aus allen Büchern gelernt haſt. Jetzt ziehe deines Weges!“

Alexander griff mit Begierde zu und eilte in ſein Zelt.

Doch wie erſtaunt und beſtürzt war er, als er bei genauer Prüfung des Geſchenkes fand, daß es nichts, als ein Stück von einem menſchlichen Schädel ſei.

„Und iſt dies, rief er, die ganze Gabe, welche man Königen und Helden reicht? Iſt dies die Frucht ſo vieler Mühen, Sorgen und Gefahren?“

Zornig und voll Aerger warf er es zur Erde.

Großer König, sprach da ein weiser Mann, der eben zugegen war; verachte nicht diese Gabe, so geringfügig sie in deinen Augen erscheint, dennoch besitzt sie einige sonderbare Tugenden. Du kannst dich bald davon überzeugen, sobald du Befehl geben willst, sie gegen Gold und Silber zu wägen!"

Alexander befahl, also damit zu verfahren. Es wurde eine Wage gebracht. Das Schädelstück kam in eine Schale und Gold in Menge in die andere. Doch zum Erstaunen aller, sank dies Knochenstück tief, tief, gegen das Gold hinab. Man that dessen mehr hinzu, doch der Knochen wog mehr. Kurz, je mehr Gold hineingelegt ward, desto tiefer sank die Schale des Schädels.

„Sonderbar!" rief da Alexander. Ein so kleines Stück soll so große Menge Gold an Gewicht übertreffen! Ist nichts, das ihm an Gewicht gleich kommt?"

„O ja, antworteten die Gelehrten. Eine Kleinigkeit thut es!"

„Und sie nahmen etwas Erde und bedeckten das Stück vom Schädel damit, und im Augenblick sank das Gold in die Tiefe, indessen die andere Schale in die Höhe sprang."

„Sehr sonderbar!“ sagte da Alexander ganz erstaunt. Könnt ihr mir denn die außerordentliche Erscheinung erklären?“

„Großer König!“ erwiederten die Weisen. „Dies Stück Schädel ist aus der Höhle des menschlichen Auges, das zwar einen kleinen Umfang hat, aber in seinen Wünschen unbegränzt ist. Je mehr es erhält, nach desto Mehreren strebt es. Weder Gold noch Silber noch sonst ein irdisches Gut, kann ihm je genügen. Doch ist es einmal ins Grab gesenkt, und mit ein wenig Erde bedeckt, dann ist alle seine Lust und sein Streben mit einem Male vorbei.

53.

Das Gastmahl.

Ein König lud alle seine Diener zu einem Gastmahle, ohne ihnen jedoch genau die Zeit, wo es seyn sollte, zu bestimmen. Einige der Diener aber waren weise und andere thörige Männer. Und die Weisen sprachen zu sich selbst: Der Herr hat zwar nicht geboten, wann wir an seinem Tische erscheinen sollen. Aber im Hause eines Königs ist an nichts Mangel. Das Fest kann jeden Augenblick bereitet seyn und wir können gerufen werden. Da-

rum gingen ſie, ſich zu baden und zu ſalben und ihre beſten Kleider anzulegen, und warteten am Thore vor des Königs Palaſte. Die Thörigen aber ſagten unter einander: Iſt auch ein Gaſtmahl ohne Zurüſtung? Nun ſchaut man doch noch keine Köche, kein Tiſchtuch iſt ausgebreitet, noch eine Tafel geordnet. Laßt uns an unſere Arbeit gehn. Wenn die Vorbereitungen zum Feſte beginnen, wird es noch Zeit ſeyn, uns zu baden, zu ſalben und Feierkleider anzulegen. Und ſie gingen an ihr Tagewerk; der Schmidt zu ſeinem Heerde, der Tauscher zu ſeinem Kalke, der Töpfer zu ſeiner Scheibe. Da verkündete plötzlich der Herold des Königs, daß das Mahl bereitet ſey und die Gäſte ohne Säumen kommen ſollten. Die weiſen Diener erſchienen ſogleich in reinen Kleidern, ſchön geſchmückt; die thörigen aber in ſchmutzigen Gewändern voller Häßlichkeit. Und es freute ſich der König über jene und eiferte gegen dieſe. „Setzet Euch, ſprach er, ihr, die ihr Euch zum Feſte bereitet habt. Setzet Euch und ſeid fröhlich. Ihr aber, die ihr meine Einladung nicht beachtetet, ſtehet von fern und ſchauet zu.“ —

Der König aber iſt der König aller Könige, der Herr, deſſen Name ſey gelobt immerdar.

Die weiſen Diener ſind die Guten und Frommen, und die thörigen die Gottloſen und Ungerechten. Ihre Kleider bedeuten die Gedanken und Handlungen und das Gaſtmahl iſt die ewige Seligkeit. Zu dieſem Mahle ſind wir alle geladen; alle mögen wir da fröhlich ſeyn, wenn wir ſo bereitet erſcheinen, wie es ſich gebührt. Doch die Stunde, wenn wir dazu gerufen werden, iſt unbeſtimmt. Immer müſſen wir bereitet ſeyn, daß unſere Seele vor dem Könige des Himmels fleckenlos im weißen Kleide und mit den nie verwelkenden Blumen der Wahrheit und Tugend erſcheine.

Zweite Abtheilung

Scherzhafte Erzählungen.

Scherzhafte Erzählungen.

54.

Der Witz gleicht dem Salze. — Mit wenigem thut man viel.

„Hier," mein Söhnchen, sprach ein Athenienser zu einem kleinen hebräischen Knaben scherzhafter Weise, „hier hast du einen Heller, kaufe mir etwas dafür, daß ich mag genug haben, etwas für einen Gast behalte und auch einiges nach Hause meiner Familie bringen kann!"

Der witzige Knabe aber ging und kaufte ihm — Salz!"

„Salz!" rief der Athenienser. „Ich sagte dir doch nicht, daß du mir Salz bringen solltest."

„Nun, antwortete ihm der Knabe witzig: sagtest du nicht, ich sollte dir bringen, wovon du essen, einem andern geben und nach Hause mitnehmen könntest? Jetzt kannst du wahrhaftig

eſſen, einiges da laſſen und auch noch eine Menge nach Hauſe tragen!"

55.

Das Wort uns, bezieht ſich auf den Zuhörer, wie auf den Sprecher.

Einſt ſprach ein Athenienſer zu einem hebräiſchen Knaben: „Hier mein Söhnchen, hier haſt du Geld! Beſorg uns einige Feigen und Weintrauben!"

Der Knabe ging und kaufte die Früchte, halb aber gab er ſie dem Fremden und behielt eine Hälfte für ſich.

„Iſt es hier Sitte, daß der Bote die Hälfte deſſen behält, was er geholt hat?" fragte der Athenienſer etwas überraſcht.

„Nein," antwortete der Knabe. „Aber wir pflegen zu ſprechen, wie wir es meinen und zu thun, wie man verlangt!"

„Ich habe aber doch nicht verlangt, daß du die Hälfte dieſer Früchte behältſt?" rief der Athener.

„O ja," war die kecke Gegenrede. Was meinteſt du denn ſonſt mit dem: bring uns? Enthält das Wort nicht Hörer und Sprecher zugleich?"

Da lächelte der Athenienſer und war zufrieden geſtellt.

56.

Der Schneider und der zerbrochene Mörſer, oder wie man fragt, ſo die Antwort.

„Antworte dem Narren nach ſeiner Narrheit!“

Durch die Straßen Jeruſalems ging ein Athenienſer und fand einen zerbrochenen Mörſer. Da er nun ſeinen Witz zeigen wollte, begab er ſich in die Werkſtätte eines Schneiders und redete ihn an:

„Meiſter, ſeid ſo gut und ſetzt mir einen Fleck auf dieſen Mörſer!“

„Das will ich thun, antwortete der Mann, ſo bald du mir nur den Zwirn aus ſolchem Stoffe ſchafft!“

Und dabei hielt er ihm eine Handvoll Sand entgegen.

57.

Ein Seitenſtück zum Vorigen.

„Kaufe mir doch einige Käſe und Eier!“ ſprach ein Athener einſt zu einem kleinen Knaben, welcher that, was ihm geboten ward.

„Nun, mein Söhnchen, sprach wieder der Fremdling, nun sage mir auch, welche von diesen Käsen sind denn aus der Milch weißer Kühe, und welche aus der Milch von schwarzen gemacht?"

„Ach," erwiederte der Kleine keck, „du bist älter als ich, zeige du mir erst die Eier, welche von schwarzen Hühnern, und welche von weißen gelegt waren!"

58.

Der ungastfreundliche Witzbold fällt in seine eigne Schlinge.

„Wer andere zu beliſten denkt, giebt Klügern eine Lehre zu ſeinem eignen Schaden!"

Ein Bürger Jeruſalems ging in Geſchäften nach Athen und kam in das Haus eines Kaufmanns, um da ein Obdach zu finden. Der Herr des Hauſes aber war voll ſüßen Weins und wünſchte ſeinen Scherz mit ihm zu treiben. Darum erzählte er ihm: es ſei ein neues Geſetz gegeben, des Inhalts: Sie dürften keinen Fremden aufnehmen, bevor er nicht drei große Schritte nach der Straße hinaus gemacht habe.

„Wie ſoll ich wiſſen, welche Art von Schritten in eurer Stadt Mode ſind?“ ſprach der Fremde. „Zeige ſie mir, damit ich weiß, wie ich ſie nachzuahmen habe!“

Der Athenienſer that einen groſſen Schritt, der ihn mitten in ſeinen Laden brachte; der zweite führte ihn bis an die Schwelle und der nächſte auf die Straſe. Kaum ſah dies der Fremde, als er die Thüre hinter ihn zuſchloß.

„Was iſt das? Verſchließt du mir das eigne Haus?“ rief da der Kaufmann.

„Du haſt nicht Urſache zu klagen!“ belehrte ihn der Hebräer. „Ich thue dir nur, was du mir thun wollteſt!“

Vergiß nicht: wer einen andern zu berücken ſucht, der hat nicht Urſache zu klagen, wenn er ſelbſt überliſtet wird!

59.

Das Räthſel, welches einem Athenienſer den Mantel koſtet.

Ein Athenienſer begab ſich einſt in eine jüdiſche Schule, worin eine Menge Knaben war. Und weil der Lehrer ſich entfernt hatte, ſprach der

Fremdling mancherlei mit den Kindern, und that einige Fragen an sie, die gehörig beantwortet wurden. Als er nun wieder gehen wollte, sagten einige Knaben zu ihm:

„Komm, laß uns festsetzen: wer auf eine Frage, die an ihn gethan wird, nicht antworten kann, soll seinen Mantel hergeben!"

„Es geschehe also!" sprach der Athenienser.

„Da du der älteste bist, fuhr nun einer der Knaben fort, so ist es nicht mehr als recht, wenn wir dir den Vorzug lassen!"

Der Athenienser aber meinte: er sei ein Fremdling und sollten sie die erste Frage thun.

Sie gaben ihm daher folgendes Räthsel auf:

„Neun gehen hinweg, acht kommen herein, zwei gießen aus, einer trinkt und vier und zwanzig warten auf ihn."

Nach verschiedenen fruchtlosen Bemühungen bekannte der Athener, daß er den Sinn nicht errathen könne und mußte nun den Mantel hingeben. Indem er aber von dannen ging, begegnete ihm der Schulmeister.

„Rabbi, redete er ihn an, was für eine häßliche Gewohnheit ist es bei euch, daß man einen

Fremden, der zu euch herein kommt, die Kleider nimmt? Iſt dies auch Gaſtfreundſchaft?"

Und nun ſagte er ihm, daß er durch die Knaben um ſeinen Mantel gekommen ſei.

„Vielleicht hatten ſie ein Recht dazu erhalten!" erwiederte der Lehrer.

Der Fremde erzählte ihm nun, wie alles geſchehen ſei.

„Gut," ſprach der Meiſter, ſei nicht böſe deshalb. „Ich will dir die Auflöſung geben: Die Neun, welche hinweg gehen, bedeuten die Zeit, wo das Kind im Leibe ſeiner Mutter lebt. Acht kommen herein; nämlich die acht Tage bis zur Beſchneidung. Die Zwei, welche ausgießen, ſind die zwei Quellen des Lebens, die Gott zur Ernährung des Kindes ſchuf. Einer trinkt; das Kind, welches geſäugt wird. Vier und zwanzig warten, nämlich die Monate, die zwiſchen ſeiner Geburt und Entwöhnung beſtimmt ſind!"

Der Athener dankte ihm nun, kehrte um und bekam nun ſeinen Mantel wieder.

60—63.

Wie Rabbi Joshuah belehrt wurde.

„Niemand, pflegte dieſer Weiſe zu ſagen, iſt mir mehr an Witz überlegen geweſen, als zwei Kinder, ein Mädchen und eine Wittwe. Und nun erzählte er folgende Geſchichte:

1.

Das kluge Kind.

„Man muß mehr als den Meilenſtein befragen, um zu wiſſen welches der kürzeſte Weg ſei!"

Als ich einſt reißte, kam ich in die Nähe einer Stadt, wo der Weg ſich in zwei rechts und links führende trennte. Da ich nun nicht wußte, welchen ich wählen ſollte, fragte ich einen kleinen Knaben, der mir zufällig begegnete, welcher von ihnen in die Stadt führe.

„Beide;" antwortete er. Aber der zur rechten Hand iſt kurz und lang, und der zur linken Hand iſt lang und kurz. Ich wählte den, welcher rechts leitete. Allein noch war ich nicht weit gekommen, als meine Schritte durch eine Menge Hecken und Gärten gehemmt wurden. Als ich nun nicht vermochte, weiter zu gehen, kehrte ich um

und fragte den Knaben, wie er ſo grauſam ſein und einen Fremden irre leiten könne?

„Ich habe dich nicht irre geleitet, ſprach er. Ich ſagte dir die Wahrheit. Aber biſt du ein Weiſer in Iſrael und verſtehſt nicht die Meinung eines Knaben? Es iſt, wie ich dir verſicherte. Dieſer Weg iſt der nächſte und doch der längſte, wegen der vielen Hinderniſſe, wenn du nicht über fremden Boden gehen willſt, und dies kann ich von ſo einem guten Mann, wie du, nicht glauben. Der andere Weg iſt in der That länger, aber demohngeachtet der kürzeſte, denn er macht die Heerſtraße und Jeder wandert auf ihm, ohne eines Menſchen Nachtheil." — Ich bewunderte ſeine Klugheit, noch mehr aber ſeine Einſicht und ging dahin.

2.

Die beſtrafte Neugier.

Als ich in die Stadt ſelbſt kam, begegnete mir ein Knabe, der eine verdeckte Speiſe trug.

„Was haſt du in der Schüſſel?" fragte ich ihn.

„Meine Mutter würde die Speiſe nicht verdeckt haben, antwortete er," hätte ſie gewollt, daß man ſähe, was in der Schüſſel ſei!" war die Ant-

wort des klugen Knaben, indem er dahin wanderte.

Ich aber gedachte des weisen Spruchs: „schaue nach dem, was dir erlaubt ist, denn es ist unnöthig, daß du Dinge weißt, die verborgen sind, und sei nicht neugierig in unnöthigen Dingen!“

3.

Das kluge Mägdlein.

Ein andermal kam ich auf meinen Reisen an eine Quelle, wo ein kleines Mädchen Wasser schöpfte. Ich dürstete sehr und bat um einen Trunk; sie reichte mir den Krug hin.

„Trink,“ sprach sie, und wenn du genug hast, will ich ihn auch für das Thier füllen, worauf du reitest!“

Ich löschte meinen Durst und das gute Mädchen gab nun auch meinem armen Thiere. Als ich Abschied nahm, sprach ich: Tochter Israels, du hast das schöne Beispiel unsrer Mutter Rebecka nachgeahmt, von der geschrieben steht: Da sie ihm zu trinken gegeben hatte, sprach sie: Ich will für deine Kameele auch schöpfen, bis sie alle getrunken haben. Und sie eilte und leerte ihren Krug in die

Tränke und ſtieg wieder hinab, Waſſer zu ſchöpfen und alle ſeine Kameele zu tränken!“

„Rabbi,“ antwortete da das kleine Mädchen und lächelte ſo freundlich, daß man wohl ſah, es ſei ein kluger Einfall: „Rabbi, wenn ich das Beiſpiel der Rebecka nachgeahmt habe, ſo haſt du nicht das des treuen Elieſers befolgt: Da nun alle Kameele getrunken hatten, nahm der Mann einen goldenen Ohrring eines halben Seckel's werth und zwei Armbänder, zehn Seckel Goldes werth und gab ſie ihr!“ Liebliche Kleine, erwiederte ich, du beſitzeſt werthvollern Schmuck, als dir der treuſte Diener geben kann: Klugheit und Unſchuld und frommes Herz! Möge der Herr dich immer ſegnen!

4.

Weisheit rechtfertigt nicht den Mangel an guter Lebensart.

Einſt nahm ich meine Wohnung bei einer Wittwe. Sie bereitete mir ein Mittagsmahl, und trug es vor mir auf. Ich war aber ſehr hungrig, und aß alles, ohne wie gewöhnlich, etwas für die Diener übrig zu laſſen, die, gleich ihrem Herrn, von derſelben Speiſe genießen ſollen. Daſſelbe that ich auch den andern Tag. Am dritten wünſchte meine

Wirthin mir das Unartige in meinem Benehmen fühlbar zu machen, und ſalzte das Gericht, ſo ſie mir bereitete, zu ſehr, als daß ich es eſſen konnte. Ohne aber dies zu wiſſen, ſetzte ich mich zu Tiſche und legte erſt den Löffel hin, wie ich es zu beißend fand, um davon zu genießen. Ich ſättigte mich blos an Brot! „Warum iſſeſt du nicht, was für dich bereitet war? fragte ſie.“ „Weil ich nicht hungrig bin!“ war meine Antwort. „Wenn das iſt, meinte ſie, warum genießeſt du denn da dein Brot? Dies pflegen ja die Leute immer erſt als Nachſpeiſe zu eſſen. Doch — fuhr ſie fort, und lächelte bedeutend hierbei — Ich kann vielleicht den Grund errathen. Du läßt dies für die armen Diener ſtehn, welchen du geſtern und vorgeſtern ihren Antheil vorenthalten haſt. Nicht wahr, Rabbi?“ Ich war beſchämt und erkannte meinen Fehler.

64.

Der Athenienſer und ſein einäugiger Sklave.

Ein Athenienſer zog nach Jeruſalem, um da zu ſtudieren. Doch als er drei Jahr daſelbſt verweilt hatte und ſah, daß er keine Fortſchritte machte, beſchloß er heim zu kehren. Es fehlte ihm aber ein Knecht zur Begleitung auf der Reiſe und er ging auf den Marktplatz, und kaufte einen. Wie er den Preiß bezahlt hatte und ſeinen Sklaven genau unterſuchte, fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß der gekaufte Knecht auf dem einen Auge blind ſei. „Du Dummkopf! ſprach er vor ſich ſelbſt. Sieh da die allerliebſten Früchte deiner Talente. Drei und ein halbes Jahr hab' ich hier ſtudiert, und am Ende ſoviel Weisheit gelernt, einen halbblinden Sklaven zu kaufen!"

„Sei unbeſorgt!" redete der Verkäufer ihm zu, verlaß dich auf mich. Ob er gleich auf einem Auge blind iſt, kann er doch beſſer ſehen, als andere mit zwei Augen!"

Der Athenienſer zog nun mit ſeinem Knechte heim. Als ſie eine kleine Strecke Wegs zurückgelegt hatten, redete der Sklave ſeinen Herrn an:

„Laß uns ſchneller zuſchreiten. Wir werden dann einen Reiſenden einholen, der in einiger Entfernung iſt!“

„Ich ſehe keinen Reiſenden!“ verſetzte ſein Herr.

„Ich auch nicht, aber ich weiß, er iſt gerade eine Stunde voraus!“ verſicherte jener.

„Du biſt ein Narr, Sklave!“ rief der Herr. Wie kannſt du denn wiſſen, was in ſo großer Ferne vorgeht; wenn du nicht einmal recht ſehen kannſt, was vor dir iſt?“

„Ich bin kein Narr! Es iſt ſo, wie ich ſagte. Noch mehr, der Reiſende wird von einer Eſelin begleitet, die gleich mir, auf dem einen Auge blind iſt. Sie geht mit zwei Füllen trächtig und trägt zwei Körbe, den einen mit Wein, und den andern mit Eſſig gefüllt.

„Halt ein, du Schwätzer, du wortreicher Narr!“ zürnte jetzt der Herr. „Ich ſehe, mein Einkauf wird immer ſchlechter. Ich hielt dich blos für blind und du biſt obendrein nicht geſcheut!“

„Nun, nun, habe nur ein wenig Geduld und du wirſt ſehen, daß ich dir blos die Wahrheit geſagt habe!“ vertheidigte ſich der Knecht.

Sie zogen weiter und holten den Reisenden ein, und nun fand der Athenienser zu seinem größten Erstaunen alles, was ihm der Sklave gesagt hatte. Da bat er ihn, doch zu erklären, wie er dies alles gewußt hätte, ohne weder das Thier noch seinen Herrn zu sehen.

„Das will ich dir sagen," berichtete nun derselbe. „Ich sah auf die Straße und bemerkte die fast kaum merklichen Spuren vom Hufe eines Esels. Daraus schloß ich, daß er wohl eine Stunde Wegs voraus sein mochte, denn außerdem wäre ja die Spur nicht mehr wahrzunehmen gewesen. Das Gras sah ich auf einer Seite des Weges abgefressen, jedoch nicht auf der andern, daraus schloß ich: das Thier sei blind auf dem einen Auge. Etwas weiter kamen wir über eine sandige Stelle und aus dem Eindruck, den das Thier im Sande zurückgelassen hatte, nahm ich ab, daß es trächtig sei. Ferner bemerkte ich die Spuren, welche die Flüßigkeiten hier im Sande zurückgelassen hatten. Einige schienen eingesogen, andere hatten kleine Blasen, von der Gährung erzeugt, und daraus schloß ich auf die Art der Flüßigkeiten!"

Jetzt bewunderte der Athenienser den Scharf-

ſinn ſeines Knechtes und begegnete ihm hinfort mit großer Achtung.

65.

Der kunſtreiche Vorſchneider.

Ein Mann aus Jeruſalem wanderte über Land in eine Stadt, wo er krank ward. Und als er fühlte, daß er ſterben werde, rief er den Wirth des Hauſes, und bat ihn, ſeine Habe zu bewahren, bis ſein Sohn kommen werde. Doch ſolle er ſie ihm erſt geben, wenn er drei ſinnreiche Dinge von ihm geſehen habe. Als nun einige Zeit vergangen war, kam der Sohn in die Stadt, und wußte, wie der Mann hieß, der ſeine Habe bewahrte. Aber er hatte keine Kunde, wo derſelbe wohnte. Da ſah er einen Mann, der eine ſchwere Laſt Holz auf dem Rücken trug. „Was verlangſt du für dein Holz?" fragte er denſelben und dingte ihn, als ſie Handels eins waren, daß er es zu dem Manne tragen möchte, den er zu nennen, aber nicht wohnen wußte. Da nun der Tagelöhner kam und ſeine Laſt abſetzte, rief ihm der Hausherr entgegen und fragte: „Was bringſt du mir dies Holz? Hab' ich doch keines be-

ſtellt?" Der Arbeiter aber zeigte auf den Fremdling, der jetzt herbei kam und ihm das Räthſel löſte. „Du biſt ein feiner Geſell!" ſprach da der Wirth und bat ihn einzutreten in ſein Haus, und bei ihm zu wohnen bis den andern Tag. Auf den Mittag ward ein feines Mahl angerichtet, und es ſaß der Fremdling mit dem Hausherrn, mit deſſen Weibe, zwei Söhnen und zwei Töchtern zu Tiſche. Die Dienerin aber trug fünf gebratene Hühner auf. Ei, Lieber, willſt du wohl ſo gut ſein, und uns vorſchneiden?" ſprach der Hauswirth. Der Jüngling entſchuldigte ſich anfangs, allein zuletzt gab er, dankend für die Ehre, nach, und theilte ein Huhn zwiſchen den Mann und die Frau, eines zwiſchen beide Söhne, und eben ſo eines zwiſchen beide Töchter, und zwei behielt er für ſich. „Das iſt mir ein ſauberer Geſell! Zwei ganze Küchlein für ſich zu behalten! Führwahr, er muß großen Hunger haben!" dachte der Hausherr. Als ſie nun auf den Abend ſich wieder zu Tiſche geſetzt hatten, und ein Kapaun aufgetragen wurde, ſprach der Herr zu ſeinem Gaſte: „Ei, Lieber, haſt du doch heute Mittag uns trefflich bedient! So lege uns auch diesmal wieder vor!" Der Fremdling ſchnitt dem Huhn

erſt den Kopf ab und legte ihn dem Wirth vor. Was er im Unterleibe fand, gab er dem Weibe; jeder Tochter aber einen Flügel, jedem Sohne ein Bein, und das Uebrige alles behielt er. Da entbrannte der Herr des Hauſes und rief: „Wahrhaftig, du treibſt es zu arg! Heut' Mittag ſchien mir deine Weiſe ſonderbar, jetzt aber überſteigt ſie alles. Lieber, ich bitte dich, legt man in Jeruſalem alſo vor?" — „Habt Geduld, ſprach der Fremdling. Ich will es Euch erklären, warum ich ſo gethan habe. Heute Mittag wurden mir fünf Küchlein vorgeſetzt, daß ich ſie unter ſieben Leute vertheilen ſollte, und da ich dies nicht vollkommen der Menge nach konnte, that ich es doch, daß gleiche Zahl kam. Denn du, dein Weib und ein Huhn, that drei, deine zwei Söhne und ein Huhn that auch drei, und zwei Töchter mit einem Huhn thaten wieder drei, und zwei Küchlein mit mir thaten auch drei. So mußte ich alſo die beiden übrigbleibenden nehmen." — „Du weißt gut zu rechnen, aber ſchlecht vorzulegen," meinte der Hausherr lächelnd. Der Fremde aber fuhr fort: „Heute Abend ging ich nach anderer Weiſe zu Werke. Der Kopf iſt der vornehmſte Theil des Körpers, und da-

rum gab ich ihn dir, als Herrn des Hauſes. Ich legte deinem Weibe vor, womit das Huhn gefüllt war, zum Zeichen ihrer Fruchtbarkeit. Die beiden Söhne ſind die Stützen deines Hauſes, und ſo gab ich ihnen die des Kapaunus. Deine Töchter ſind mannbar; du wünſcheſt, daß ſie bald davon fliegen mögen, und ſo gab ich jeder einen Flügel. Ich ſelbſt kam in einem Boote und will wieder in einem Boote heim, und behielt darum das Gerippe!"

Da ſah der Wirth, daß der Sohn des Mannes vor ihm ſtehe, der bei ihm geſtorben ſei, und er gab ihm ſein Erbtheil und entließ ihn mit den größten Glückwünſchen.

66.

Keine Regel ohne Ausnahme.

Rabbi Elieſer war eben ſo bekannt wegen ſeines Scharfſinns, als ob ſeiner Körperfülle. Einſt beſuchte er den Rabbi Simon und ward von ihm freundlich empfangen und mit einem Becher Wein bewirthet, den er mit einem Zuge leerte. Ein zweiter Becher hatte daſſelbe Geſchick. „Bruder Elieſer," ſprach da Simon, „weißt du nicht, was die

weiſen Männer geſagt haben?“ — „O,“ erwiederte der Rabbi, „ich weiß es wohl: Du ſollſt den Becher nicht in einem Zuge leeren. Aber die weiſen Männer geben doch keine Lehre, ohne Ausnahme zu geſtatten, und diesmal iſt dreifache Urſache zur Ausnahme da: Dein Becher iſt klein, der ihn austrinkt groß, und dein Wein ſchmeckt köſtlich!“

Sinnsprüche

und

Lehren der Weisen.

Sinnsprüche und Lehren der Weisen.

1.

Wenn du wissen willst, wie weit Weisheit dem Golde vorzuziehen sei, so merke wohl auf das, was ich dir sagen will: Verwechselst du Gold, bekommst du Silber dafür, aber dein Gold ist hin. Verwechselst du aber eine Art Weisheit gegen die andere, so bekommst du neue Kenntniß und behältst zugleich, was du vorher besaßest.

2.

Ein Wort ist gleich der Milch. Ist sie einmal aus ihrer Quelle gezogen, kann sie nie zurückgehn.

3.

Wenn dir Weisheit mangelt, was erwirbst du alsdann? Hast du dir Weisheit erworben, was fehlt dir dann sonst noch?

4.

Sieben Dinge bezeigen den weiſen Mann und ſieben den Thörigen. Der weiſe Mann ſpricht nicht eher, als die, welche ihm an Alter oder Weisheit überlegen ſind. Er unterbricht nicht andere in ihrem Geſpräche. Er antwortet nicht vorſchnell. Seine Fragen gehören zur Sache, und ſeine Antworten ſind zweckmäßig. Wenn er ſeine Meinung äußert, nimmt er zuerſt, was zuerſt kommt, und zuletzt, was zuletzt gehört. Was er nicht verſteht, davon ſagt er, ich verſtehe es nicht. Er bekennt ſeine Irrthümer, und läßt ſich gern überzeugen. Der Thörige thut von allen ſieben Dingen das Gegentheil.

5.

Tod und Leben hängen von der Zunge ab.

„Welche Sorgfalt, ſagte Rabbi Simeon, hat nicht der allweiſe Schöpfer bei dem vorzüglichſten Werkzeuge der Sprache bewieſen! — Alle andern der vornehmſten Glieder des Leibes liegen frei nach außen und gehen gerade — in die Höhe oder hängen herab. Nur die Zunge iſt in einer Höhle und liegt flach auf, daß ſie immer ruhig und ſtill bleiben kann. Und damit ſie immer in ihren natürlichen

Schranken bleiben mag, hat er ſie mit zwei Wänden umgeben. Die eine iſt von Elfenbein, die andere von weichern Stoffen*). Um aber auch ihr heftiges Feuer zu mäßigen, umſchlang er ſie mit einem immerfließenden Bächlein**). Und ohnerachtet aller dieſer göttlichen Fürſorge ſtiftet ſie doch großes Unheil! Wie manches Elend wird durch ſie entzündet, wie manche Zerſtörung bewirkt!"

5.

Die Verläumdung.

Einſt ward die Schlange gefragt: Liebe, welchen Vortheil haſt du davon, daß du andern das Leben raubſt? Der Löwe tödtet und verzehrt, der Wolf würgt und verſchlingt. Auch andere wilde Thiere zerſtören, aber nur um ihren Heißhunger zu ſtillen. Du allein ſtichſt das unſchuldige Opfer und gießeſt ſeinen tödtlichen Gift in ſeine Adern, ohne weitern Genuß, als deine feindſelige Freude am Vernichten zu befriedigen?"

„Und warum fragt ihr mich alſo?" entgegnete die Schlange. Fragt doch lieber den Verläum-

*) Die Lippen und Zähne.

**) Die Speicheldrüſen.

der, welchen Gewinn er hat, wenn er ſein Gift ausſpritzt und tödtlich Leute verwundet, die ihm nie etwas zu leide thaten? Außerdem tödtete ich nur ſolche, die mir nahe ſind. Er dagegen tödtet in der Entfernung. Er breitet ſeine niedrigen Verläumdungen hier aus und verläumdet tödtlich damit in Rom!"

7.

Wohlthun.

Simon der Gerechte, von ſeiner Liebe zur Gerechtigkeit ſo benannt und eines der erſten Mitglieder der großen von Esra geſtifteten Synagoge, die aus hundert und zwanzig Männern beſtand, pflegte zu ſagen: Die Welt kann nur beſtehen, wenn drei Dinge fortdauern: Das Geſetz, die Verehrung Gottes und Wohlthun.

Ohne Geſetze kann kein Staat erhalten werden, Unordnung und Verwirrung müßten ſogleich eintreten. Ohne Religion würden die Menſchen nur kluge Thiere ſein, welche ſelbſt der ſtarke Arm des Geſetzes kaum bändigen könnte, und Religion ohne Wohlthun verdient gar nicht ſolchen heiligen Namen.

8.

Laß dir die Ehre deines Nächsten so lieb als die eigne sein," lehrte Rabbi Elieser. „Laß dich nicht schnell zum Zorn verleiten und einen Tag vor deinem Tode bereue noch!"

9.

Es kann, sagte Rabbi Jacob, diese Welt als ein Vorzimmer zur künftigen betrachtet werden. Bereite dich in dem Vorzimmer, damit du in den großen Saal selbst Einlaß findest!"

10.

„Betrachte drei Dinge," sagte Akav-Ya, der Sohn Mahalacls, dann wirst du nicht leicht zur Sünde verleitet werden. Zuerst betrachte, woher du kommst, dann, wohin du gehst, endlich: vor wem du für deine Thaten Rechnung ablegen sollst! Du stammst von geringem Stoffe; du wanderst hin, wo Staub und Würmer sind und mußt dem Könige der Könige Rechenschaft geben!"

11.

„Bereue noch den Tag, bevor du stirbst!" lehrte Rabbi Elieser. Als nun seine Schüler fragten: wie es möglich sei, diesen Tag zu wissen? antwortete

er: „Nun, da dies so schwierig ist, so ziemt es uns, immer bereitet zu sein und zu bereun, so oft du einen Fehler begingst!"

12.

„Den besten Weg, welchen ein Mensch wählen kann, ist, lehrte Rabbi Jehudah der Heilige, die Achtung anderer zu erhalten und nicht die eigne in unserm Busen zu verlieren.

13.

Bemühe dich, eben so die kleinsten Vorschriften, wie die wichtigsten zu erfüllen, vernachlässige auch die geringste Pflicht nicht. Sage nicht: 'Dies ist von keiner Bedeutung. Das Geringste, was du thust, kann zu wichtigen Dingen führen. Du giebst einem Armen einen Pfennig und fürwahr es ist eine geringe Gabe; wenig war es, was du thatest. Aber der Pfennig kann ihn vom Hunger erretten und sein Leben erhalten.

14.

„Ich habe, erzählte Simon, der Sohn Gamaliels, einen großen Theil meines Lebens im Umgange mit weisen Männern zugebracht und fand immer, daß den Weisen nichts mehr schmückt, als

Schweigen. — Nicht vieles Lehren, ſondern Thun muß für die Hauptſache gehalten werden. Wer viel Worte macht, verleitet am erſten zum Irrthum."

15.

Gott findet keine Freude am Untergange der Gottloſen.

„Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und laß dein Herz nicht fröhlich ſein, wenn er ſtrauchelt!"

„Als die Egypter im rothen Meere ertranken, erzählt Rabbi Jochonan, wollten die Engel den Lobgeſang anſtimmen. Aber der Herr verwieß es ihnen und ſprach: Wie? die Werke meiner Hand gehen unter und ihr wollt ſingen?"

16.

„Sei vorſichtig, wenn du mit den Großen verkehrſt!" warnte Rabban Gamaliel. „Sie laſſen ſich ſelten zu den Niedern herab, wenn es nicht ihr Vortheil heiſcht. Freundlich ſtellen ſie ſich, ſo lange es ihnen Gewinn bringt, doch nimmer leiſten ſie dir Hülfe, wo ſie dir nöthig iſt!"

17.

Rabbi Tarphon pflegte zu sagen: „Der Tag (das Leben) ist kurz, die Arbeit (die Pflichten) groß, die Arbeiter (die Menschen) thun wenig, groß aber ist ihr Lohn (Unsterblichkeit) und der Herr des Hauses (Gott) drängt!"

Auch pflegte er zu lehren: „Es ist nicht nothwendig, dein Werk zu vollenden, aber du hast nicht darum die Freiheit, es zu vernachlässigen. Hast du viel Kenntniß im Gesetze erworben, so wird auch dein Lohn groß sein. Wer dich anstellte, ist wohl werth, daß du ihm vertrauest: er werde deine Arbeit lohnen. Doch erinnere dich: der Lohn der Gerechten kommt erst in einer andern Welt!"

Nicht selten trifft es sich, setzen wir hinzu, daß selbst Gutgesinnte von lobenswerthen Bestrebungen zurückgescheucht werden, weil sie meinen, das Gute, was sie wirken könnten, sei zu unbedeutend, um einen wesentlichen Einfluß auf das allgemeine Wohl zu haben. Solchen ruft der Rabbi zu, daran zu denken, daß nicht Jedermann zugemuthet wird, ein Werk zu vollenden, sondern nur die hülfreiche Hand zur Vollendung zu leihen. Die menschliche Gesellschaft kann in dem

Betrachte einer groſen zuſammengeſetzten Maſchine verglichen werden. Einige Theile derſelben ſind andern untergeordnet und in verſchiedenem Grade dienen ſie, das Ganze zu fördern. Doch ſo unbedeutend ſolche Theile einzeln genommen ſcheinen mögen, ſo nothwendig und unentbehrlich ſind ſie doch ebenfalls. Der Zapfen eines bloßen Rades in einem ſolchen Getriebe iſt nur ein kleiner Theil des Werkes und kann nur wenig zu ſeiner Thätigkeit beitragen. Dennoch wird der Mangel deſſelben entweder ſeine ganze Bewegung hemmen oder doch bedeutend erſchweren. Und ſo iſt es auch mit dem, was wir der Menſchheit ſchuldig ſind. Einzeln genommen macht das Gute, das der Einzelne leiſtet, in der Schale des irdiſchen Wohlſeins aller wenig aus. Doch dies kann nur durch vereintes Gutesthun aller bewirkt werden und ſo iſt keiner berechtigt eine Ausnahme zu machen und nichts beizutragen.

18.

„Wenn ich nicht für mich ſelbſt ſtehe, ſagte der fromme Hillel, wer iſt dann für mich da? Wenn ich blos für mich da ſtehe, was bin ich dann? Und wenn ich es jetzt nicht thue, wann ſoll ich es thun?“

Er wollte damit ſagen: daß der Menſch mancherlei Pflichten auf ſich hat. Einige beziehen ſich auf ihn ſelbſt, andere auf die Wohlfahrt aller. Wenn er jene vernachläſſigt, wie kann er glauben, daß ſie andere, minder dabei betheiligt, ſtatt ſeiner erfüllen werden? Vergißt er die andern, verfolgt er nur ſeinen Vortheil, ſo wird er ein ſelbſtſüchtiges Weſen, das kaum den Namen des Menſchen verdient. Ein Guter wird alſo weder jene noch dieſe vernachläſſigen, und auch in ihrer Erfüllung nicht ſäumig ſein, denn das Leben iſt ungewiß und ſie aufzuſchieben, gefährlich.

19.

„Sei, ſagte derſelbe fromme Mann, ein Schüler Aarons, von dem die Väter berichten, daß er den Frieden geliebt und aus aller Kraft zu fördern ſich bemüht habe. Wenn das Volk haderte, ſuchte er es zur Einigkeit zu bringen. Fördere, wie er, die Einigkeit. Liebe die Menſchen, und leite ſie auf freundliche Art zum Geſetz an!“

Verfolgung mag Unterwerfung erzielen, kann aber nie Ueberzeugung bewirken!

Noch pflegte Hillel zu lehren:

„Wer nach Ehre geizt, verliert ſie; wer nicht

ſeine Kenntniß erweitert, vermindert ſie. Wer nicht Weisheit zu lernen ſtrebt, fällt dem Tode anheim. Wer die Krone der Weisheit zum Werkzeuge des Gewinns machen will, wird unweiſe ſein."

Wohl mag uns der Ehrgeiz zu großen, edlen Thaten ſpornen, doch nimmer kann er uns weiſe und tugendhaft machen, denn die Tugend kennt keinen andern Beweggrund, als den, gut zu handeln. Dem folgt dann die Ehre nach, aber ſie iſt nicht das Ziel. Wer nach Ehre ſtrebt, wählt auch ſelten unter den Mitteln, ſie zu erwerben und werden die wahren Beweggründe entdeckt, dann trifft Verachtung den Ehrgeizigen, ſtatt daß er Beifall erwirbt. Er hat ſein eignes Ziel verfehlt.

Auch die ſtärkſten Eindrücke ſchwinden aus dem Gedächtniſſe. Gegen dieſe Schwäche des Geiſtes ſiegt am beſten die Erweiterung der Kenntniſſe. Mit jedem neuen Gegenſtande, den wir kennen lernen, wird der Kreis unſrer geiſtigen Thätigkeit erweitert. Statt daß wir den Geiſt dadurch ſchwächen und herabſtimmen, erheben und ſtärken wir ihn. Was wir lernten, bleibt feſter und dauernder.

Worin beſteht unſer Vorzug vor den übrigen Thieren? Iſt es nicht die Weisheit? Sie macht das Leben wahrhaft ſchätzbar. Jeder Menſch, wel-

cher die Gaben benutzt, die ihm Gott zum Gebrauch gab, kann in einigem Grade weise werden und wer sie gänzlich vernachlässigt, tödtet sich selbst.

Doch soll die Krone der Weisheit (die Kenntniß des Gesetzes) nicht zu eigennützigen Zwecken benutzt werden. Man muß sie frei und so uneigennützig mittheilen, als sie vom göttlichen Urheber geschenkt ward.

20.

„Es ist sehr wünschenswerth, empfahl Rabban Gamaliel, nicht blos das Gesetz zu studieren, sondern auch die Welt kennen zu lernen. Beider Kenntniß mit einander wechselnd, bewahrt vor der Sünde!"

Er wollte damit sagen, daß man auch lerne, was in der Welt für Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten seien; daß man ein nützliches Gewerbe oder Geschäft treibe, wodurch wir unsern Unterhalt gewinnen können. Solche Kenntniß geht mit der des Gesetzes Hand in Hand; gleich Zwillingsbrüdern wandeln sie mit einander und indem sie uns wechselnd beschäftigen, bewahren sie uns vor dem Müßiggange, der so oft Gelegenheit zu sündigen giebt. Denn

„Gelehrſamkeit ohne Arbeit leitet endlich zur Sünde!"

„Wer, ſagt ein anderer Weiſer, einem Kinde keine Kunſt, kein Gewerb lehrt, wodurch es ſeinen Unterhalt gewinnen kann, lehrt ihm, andere zu beſtehlen. Lieber ziehe ſelbſt auf dem Markte einem Aaſe das Fell ab, ſtatt daß du betteln gehſt. Sage nicht: Ich bin ein Prieſter, ich bin eines großen Mannes Sohn, wie kann ich zu ſo niedrigem Gewerbe greifen? So erniedrigend es ſcheinen mag: es iſt beſſer, als die Hand nach einem Almoſen ausſtrecken!" Der tugendhafte Hillel, die Zierde Iſraels, hielt es nicht unter ſeiner Würde, Holz zu ſpalten. Kaena, ein Richter Iſraels, erwarb ſeinen Unterhalt durch Waſſertragen. Wenn das Volk kam, ſeinen Streit von ihm ſchlichten zu laſſen, forderte er als Lohn für ſeine Mühe, daß einer, indeſſen er die Sache hörte, Waſſer für ihn trüge. Rabbi Huna handelte mit Wein und Rabbi Jochonan trieb das Schuhmacherhandwerk. Rabbi Iſaak war ein Grobſchmied. Rabbi Joſeph nährte ſich mit Holztragen und pflegte ſcherzend zu ſagen: das iſt eine ſchöne Arbeit. Sie macht warm und ſchafft zugleich Brot!

So ließen ſich dieſe Männer zu den niedrigſten

Arbeiten herab, ſtatt ihren Gemeinen eine Würde zu ſein. Kein Wunder, daß ihre Lehren tief im Herzen des Volkes wurzelten und immerwährend im Andenken blieben. Glückliche Zeit, wo ehrlicher Erwerb nicht für Erniedrigung galt, und Arbeit eine Zierde der Tugend war!

Anhang.

Die Leiden der Juden unter Hadrian.

1.

Von allen Tyrannen, welche die jüdiſche Nation verfolgten und ins Elend brachten, hat keiner mit größerer Grauſamkeit gegen ſie gehandelt, keiner ſie tiefer aus dem Becher des Jammers trinken laſſen, als der Kaiſer Hadrian. Zum Zorn gereizt durch ihre wiederholten Verſuche, das eiſerne Joch abzuſchütteln, das er, gleich ſeinem Vorgänger ihnen aufgelegt hatte, außer ſich wegen ihres heldenmüthigen Widerſtandes während der Belagerung von Bethel, welche Stadt ſie eine zeitlang tapfer vertheidigten, faßte er einen tödtlichen Haß gegen ſie. Nachdem er das furchtbarſte Niedermetzeln derſelben veranlaßt hatte, befahl er, eine ungeheure Menge

als Sklaven zu verkaufen. Die wenigen, welche seiner Rache entkamen, waren doch so in Angst und Noth, daß ihr ganzes Gemüth von Verzweiflung ergriffen wurde. Daher schreibt sich der Abscheu, mit welchem die frühern jüdischen Schriftsteller seiner gedenken. Mehrere derselben duldeten wahrscheinlich selbst seine Verfolgung und waren Augenzeugen vom Jammer ihrer Brüder. Die teuflischsten Handlungen der Barbarei werden ihm zugeschrieben und sein Name wird nie ohne Verwünschungen genannt.

Unter vielen Beweisen seiner Grausamkeit erzählen sie auch folgendes:

Er ließ die drei Straßen von Hemath, Libania und Bethel besetzen. „Jetzt, sagte er, können sie aus dem einen Orte entkommen, sie fallen dann sicher auf der andern Seite in unsere Hände!"

Eine große Menge hatte sich in Wäldern, Felsenhöhlen und unzugänglichen Orten verborgen. Um sie aus diesen Einöden zu treiben ward bekannt gemacht, des Kaisers Zorn sei beschwichtigt. Wer die Gnade desselben benutzen wolle, müsse aber zu einer gewissen Zeit im Thale Rimmon vor ihm erscheinen. Viele vertrauten den Kaiserworten, sie kamen und stellten sich zu bestimmter Zeit vor ihm. Der Tyrann saß im Zelte bei seiner Mittagstafel.

Als er die versammelte Menge sah, sagte er zum Befehlshaber seiner Leibwache:

„Nun, ich hoffe doch, daß bevor ich diese Brotrinde und diesen Hühnerschenkel gegessen habe, keiner von den Elenden mehr leben wird?“

Der Krieger gehorchte. Die Legionen bekamen Befehl über die waffenlose Menge herzufallen und ohne Bedenken wurden alle niedergemetzelt.

Die, welche in der Verborgenheit geblieben waren, entgingen zwar dem Verderben für den Augenblick, allein sie waren zu noch größern Leiden aufgespart. Hunger und Mangel an Allem brachte sie dergestalt zum Aeußersten, daß sie sich von den faulenden Leichnamen der Erschlagenen nähren mußten: Die Medrasch oder der Commentar des überlieferten Gesetzes erzählt, daß zwei dergleichen Unglückliche in einer Höhle verborgen lebten. Als nun ihr kärglicher Vorrath an Nahrung zu Ende war, sagte der eine zum andern: geh doch hinaus, und siehe, ob du etwas zu essen findest. Der Mann ging und fand den Leichnam seines erschlagenen Vaters. Als er ihn mit Thränen bethaut und sein eignes hartes Geschick bejammert hatte, machte er ihm ein Grab und steckte ein Zeichen darauf. Dann ging er, Speise zu suchen, und als er keine fand, kehrte er wie-

der in die Höhle zurück. Sein Gefährte aber sah ihn mit leeren Händen nach Hause kommen und sprach: „Jetzt laß mich gehen. Vielleicht bin ich glücklicher!“ Und er eilte fort und wanderte eine Zeitlang umher. Zuletzt kam er aber an den Ort, wo sein Freund vorher gewesen war und seinen eignen Vater begraben hatte. Der Jude sah den Hügel, öfnete ihn und nahm den Leichnam heraus. Dann trug er ihn heim, richtete ihn zu, aß davon und gab einen Theil seinem Freunde, der ihn, vor Hunger bald umkommend, gierig verschlang. Als aber der erste Trieb nach Nahrung befriedigt war, fragte dieser den andern, wo er den Leichnam gefunden habe. Da erzählte ihm derselbe von dem Orte, und von dem Zeichen auf dem Grabe. Der Mann merkte nun zu spät, daß es der Leichnam seines Vaters gewesen sei. Er zerriß seine Kleider, raufte sich das Haar aus dem Haupte und rief in Verzweiflung: wehe mir Unglücklichen und Verworfenen! Ich habe von den verstümmelten Gliedern des eignen Vaters gegessen!

2.

Als einen andern Beweiß von Hadrians Grausamkeit erzählt dieselbe Quelle folgendes:

Ein armer Israelite begegnete dem Kaiser einst und grüßte ihn voll Demuth und Ehrfurcht.

„Wer bist du?" fragte ihn der Kaiser.

Der Mann antwortete: Er sei ein armer Jude.

„Wie kannst du elender Jude so unverschämt sein, den Kaiser zu grüßen?" rief Hadrian der Tyrann, und befahl, ihn zu enthaupten.

Als ein anderer Jude, der von diesem Beweiß der Grausamkeit gehört hatte, denselben Weg zu wandeln genöthigt war, hielt er es fürs beste, den Kaiser gar nicht zu beachten. Doch Hadrian nahm seiner wahr, rief ihn zu sich und fragte ihn: wer er sei?

„Ein unglücklicher Jude!" war die Antwort.

„Und ein verächtlicher Jude hat die Frechheit, bei dem Kaiser vorüber zu gehen, ohne ihn zu grüßen?" rief der Tyrann. Sogleich befahl er ihm das Haupt abzuschlagen.

„Großer Fürst, sagte einer der Hofleute zu ihm, der gegenwärtig gewesen war, als der erste gemordet wurde. Dein Verfahren scheint mir sehr seltsam. Den einen verurtheilst du zum Tode, weil er dich grüßt und den andern, weil er dich nicht grüßt."

„Schweig! befahl ihm der Tyrann. — Hadrian hat nicht erſt zu lernen nöthig, wie er ſeine Feinde verderben ſoll.“

Die Sklaverei unter den Iſraeliten.

„Habe ich je das Recht meines Knechtes oder meiner Magd verachtet, wenn ſie mit mir ſtritten? Was ſollte ich thun, wenn der Allmächtige aufſtände? Was ſollte ich antworten, wenn er mich heimſuchte? Bildete er ſie nicht im Schooße ihrer Mutter, wie mich? Und gab er ihnen nicht Geſtalt gleich mir?“

Sklaverei iſt ein Uebel, ein großes Uebel. Wer geſunden Menſchenverſtand hat, wird dieß keinen Augenblick leugnen. Der göttliche Geſetzgeber Iſraels erkennt es ſelbſt als ſolches an. Er zählte ſie unter die ſchwerſten Strafen, welche die Iſraeliten treffen könnten, wenn ſie die Religion ihrer Väter verließen; er ſprach ſeine Meinung darüber aus, indem er mancherlei Geſetze gab, das Uebel zu mindern.

Ganz verbot er Sklaverei nicht. Wir müſſen

dies dem damaligen Zustande der Staatsverhältnisse zuschreiben. Sie würden die gänzliche Abschaffung derselbe nnicht zugelassen haben, ohne noch größere Uebel einzuführen. Erinnern wir uns nämlich nur daran, daß zu der Zeit, wo Moses die Gesetze zuerst gab, dies System des menschlichen Elends bereits viele Jahrhunderte lang bestanden hatte. Der schädliche Same war aufgegangen und blühte in voller Kraft. Er hatte sich über die schönsten Theile der Erde verbreitet und war zu tief eingewurzelt um gleich herausgerissen zu werden.

Wenn aber auch Moses die Sklaverei nicht ganz abschaffte, so brach er doch einige ihrer schrecklichsten Ketten und beschränkte die erstere so, verbesserte, leitete sie dergestalt, daß sie kaum den gehässigen Namen verdiente. Ein Hebräer konnte nur in zwei außerordentlichen Fällen der Knechtschaft verfallen. Erstlich als Dieb; wenn er die Wiedererstattung, welche das Gesetz aussprach, nicht aufzubringen vermochte. Hier konnten ihn die Richter verkaufen lassen, um die gebührende Schadloshaltung zu schaffen. Allein nur für sechs Jahre vermochten sie es. Nach Verlaufe derselben oder im Anfange des Jubeljahrs, je nachdem nun der eine oder das andere zuerst eintrat, war er frei.

Es konnte aber auch zweitens ein Iſraelit ſo ungemein verarmen, daß er den Zuſtand der Sklaverei dem Verhungern vorzog und da erlaubte ihm das Geſetz, über ſich ſelbſt ſo zu verfügen. Und zwar für ſo lange Zeit, als er wollte. Indeſſen wenn das Jubeljahr kam, erhielt er ſeine Freiheit wieder, obſchon der eingegangene Zeitraum noch nicht abgelaufen war. In beiden Fällen konnte übrigens der Sklave ſich zu jeder Zeit frei kaufen, indem er dem Herrn ſeinen verhältnißmäßigen Theil des Kaufgeldes wieder erſtattete. Das Geſetz nöthigte dieſen ihn anzunehmen. Kurz der Zeitraum und die Art der Sklaverei wurde durch das Geſetz beſtimmt; der Herr blieb immer verbunden, den Unglücklichen als einen armen Bruder zu betrachten, deſſen elender Zuſtand ſein Mitleid erregen mußte. Er durfte ihn nicht zu erniedrigenden, mühſeligen Arbeiten gebrauchen, und mußte ſein Weib und Kinder erhalten, ohne auf die Früchte von der Arbeit dieſer Anſprüche zu haben. Kurz er mußte ihn mit ſo vieler Milde und Güte behandeln, daß die hebräiſchen Schriftſteller ſehr richtig bemerkten: Wer einen iſraelitiſchen Sklaven kauft, bekommt ſtatt des Sklaven einen Herrn. Ausdrücklich ſagt das überlieferte Geſetz (der Talmud): du ſollſt nicht ſeines

Brot eſſen und ihm (dem Sklaven) ſchwarzes geben; nicht ſeinen Wein trinken und ihm geringen reichen; nicht in einem Bette ſchlafen, und ihn auf Stroh liegen laſſen. Du ſollſt ihn aber in jedem Betracht behandeln, wie du dich ſelbſt beachteſt.

Ein heidniſcher von den Hebräern gekaufter Sklave hatte es allerdings minder gut. Es war weder ſeine Dienſtzeit, noch die Beſchaffenheit des Dienſtes beſchränkt. Auch Eigenthum konnte er nicht erlangen. Was der Sklave auch immer beſaß, gehörte ſeinem Herrn. Doch das Geſetz breitete auch über ihn ſeinen ſchirmenden Schild aus. Hob es auch ſeine bürgerlichen Rechte auf, immer ſchützte es doch ſeine ſittlichen und perſönlichen. Es verſchaffte ihm mancherlei Gelegenheiten, wodurch er ſeine Freiheit erlangen konnte. Bevor ein ſolcher Sklave z. B. einen Dienſt that, konnte er zur moſaiſchen Religion übertreten und ſogleich im Augenblick frei werden. Der Käufer hatte dann nur das Recht, von ihm den Kaufpreis zurückzuverlangen. Der Herr auf der andern Seite konnte ihm die Freiheit alle Tage wieder geben oder ſie konnte ihm von einem Freunde erkauft werden. Endlich mußte ihn der Herr freilaſſen, wenn er ihm abſichtlich ein Glied verſtümmelte oder einen Zahn ausſ

ſchlug. Das Geſetz ſicherte übrigens das Leben des Sklaven. Wer nämlich einen Sklaven tödtete oder nur den Tod deſſelben durch eine unmäßige Züchtigung veranlaßte, hatte ein mit dem Tode ſelbſt zu beſtrafendes Verbrechen begangen. Auch gegen Grauſamkeit war der Sklave geſchützt. Der Herr war genöthigt, ihm, wie ſchon erinnert, die Freiheit zu geben, wenn er ihm ein Glied verſtümmelt, einen Zahn eingeſchlagen hatte. Endlich ſicherte ihn jenes ſanfte Wohlwollen, jene Milde, welche die Vorſchriften des Moſaismus einzuflößen ſo gut vermögend ſind, gegen alle nicht ſelbſt veranlaßten Demüthigungen und war ihm Bürge für eine gute Behandlung. Jene wilde Grauſamkeit, jene gewiſſenloſe Barbarei, welche die Heiden gegen die Sklaven übten, konnte unter den hebräiſchen Geſetzen nicht ſtattfinden. Die Bekenner derſelben waren ſtreng angewieſen, ſelbſt gegen unvernünftige Thiere gütig zu handeln, um wieviel mehr gegen menſchliche Weſen. Darum ſehen wir auch, wie die Iſraeliten ihre Sklaven mit der größten Schonung und Nachſicht behandelten. „Das Geſetz, ſagt Maimonides, verpflichtet uns zwar nicht ausdrücklich, die heidniſchen Sklaven nicht hart zu behandeln, aber Gerechtigkeit und Herzensgüte verlan-

gen von uns, barmherzig und mild gegen sie zu sein. Wir dürfen sie daher auch nicht bedrücken, ihnen nicht schwere Lasten auferlegen, ja wir müssen sie sogar an den Speisen Theil nehmen lassen, die wir uns gestatten. Unsere frommen Voreltern machten es sich zum Gesetz, ihren Sklaven einen Theil von jedem Gericht zu geben, das auf ihren Tisch kam; sie pflegten sich auch nicht eher zur Mahlzeit zu setzen, bis sie nachgesehen hatten, ob auch ihre Diener gehörig versorgt wären. Denn sie glaubten die natürlichen Schützer derselben zu sein und gedachten der Worte Davids: Siehe, wie die Augen der Knechte nach ihrem Herrn gerichtet sind und die Augen der Magd nach ihrer Frau! Eben so unstatthaft ist es, ihnen durch Worte oder Schläge wehe zu thun. Das Gesetz hat sie zur Unterwerfung bestimmt, nicht den Beleidigungen preisgegeben. Auch schelten sollen wir sie nicht, oder in großen Zorn über sie gerathen, sondern sanft mit ihnen sprechen und ihren gerechten Klagen ein Ohr leihen. In solchem Verfahren suchte Hiob ein Verdienst. Habe ich, sagt er, je das Recht meines Knechtes oder meiner Magd verachtet, wenn sie mit mir stritten? Was sollte ich thun, wenn der Allmächtige gegen mich aufstünd? (Hiob, XXXI.

13—15.) Grausamkeit und Gewalt ist Sache der Heiden, aber Abrahams Söhne, die Israeliten, welche der Heilige — gesegnet sei sein Name! — so ausgezeichnet hat durch weise und gerechte Gesetze, müssen gütig und mitleidig sein, und barmherzig, wie er, von dem geschrieben steht: Er ist gütig gegen alle und seine Barmherzigkeit erstreckt sich über alle Werke! *) Und in der That bewiesen auch häufig die Israeliten ihre Menschlichkeit gegen sie, daß sie sie nicht unnöthigerweise ausschalten, nicht mit ihnen heftig sprachen, ja sie oft von denselben Speisen genießen ließen, die sie aßen, denn sie wußten wohl, das ein Sklave fühlt, wie sein Herr, und gedachten immer der Worte Hiobs: Daß der Schöpfer, welcher den Herrn bildete, auch den Knecht schuf und beide in derselben Gestalt geschaffen wurden.

*) Maimonides Yad Hachzakah v. 4.

Ueber den Geiſt und Werth des Talmuds.

Die Worte der Wahrheit machen keine Wirkung von den Lippen der Armuth! Der Arme ſpreche noch ſo weiſe: immer iſt er beſtimmt, ſeine Weisheit unbemerkt, ſeinen Rath unbeachtet, oder von einigen Günſtlingen des Glückes, die ihm in allem, Rang und Reichthum ausgenommen, und endlich nachſtehen, in falſchem Lichte betrachtet zu ſehen. Das iſt eine Klage, welche von Dichtern, Sittenlehrern, Geſchichtsſchreibern jedes Alters, jedes Landes, von Geſchlecht zu Geſchlecht wie ein Echo wiederhallte. Nichts deſto weniger könnte man ſagen, daß dieſe Klage blos Folge der ungünſtigen Lage geweſen ſei, in welcher viele leben, die ſich der Weisheit und der Wiſſenſchaft widmen. Man könnte ſie vielleicht nicht ohne Beifall der mit der Noth natürlich verbundenen Neigung zu klagen zuſchreiben, wenn wir blos die Unglücklichen und Armen als unſere Gewährsmänner anführten. Die Sucht zu klagen, welche das „genus irritabile

Fatum" angeblich auszuzeichnen pflegt, könnte solche Ungeduld noch gemehrt haben. Doch wenn ein König, der wegen seiner glücklichen Verhältnisse eben so berühmt ist, wie wegen seiner Weisheit und Wissenschaft, Bürge für die Wahrheit dieser Klage wird? Wenn wir sie von einem als Thatsache aufgestellt, als Grundsatz im Allgemeinen genannt sehen, dessen Geist von einem besondern Strahl des Himmels erleuchtet und vervollkommnet war? Unter welchem Vorwande können wir sie dann zurückweisen? Von einem Manne, der nach Weisheit suchte, und sie in vollem Maaße mit aller der Ehre der Welt fand, welche ihr nicht begehrt, zur Begleiterin diente? Und doch ist dem so. Der Weiseste der Menschen, der mit den köstlichern Schätzen der Weisheit, Reichthum, Thron und Frieden vereinte, der hochbegünstigte König und Weise, dem unter allen Kindern der Menschen allein die Ehre ohne Gefahr, die Ruhe ohne Kampf, der Glanz, ohne daß eine Thräne floß, zufiel; er ruft dennoch uns in den heiligen Büchern zu:

„Diesen Vortheil der Weisheit habe ich auch gesehen, unter der Sonne, und fand ihn von großer Wichtigkeit. Gegen eine kleine Stadt, worin nur wenig Einwohner waren, zog ein großer König heran, und belagerte sie, und umgab sie mit Bollwerken. Nun begab es sich; daß ein armer Mann darin war, der durch seine Weisheit allein die Stadt befreite. Aber Niemand gedachte des armen Mannes. Daraus schloß ich, daß Weis-

heit besser sei als Stärke, obschon des Armen Weisheit verachtet und sein Wort nicht gehört ward, obschon die Worte eines Weisen und Sanften mehr gehört werden sollten, als das laute Geschrei dessen, der über die Narren herrscht!"

Derselbe Gedanke, mit ähnlichen Schlußfolgen, auf eine wichtige Thatsache gegründet, wird selbst in der heidnischen Götterlehre nicht undeutlich ausgesprochen. Minerva, das Sinnbild der beherrschenden, einflußreichen Weisheit wird immer mit einem goldnen Gürtel dargestellt; um zu zeigen, daß wer die Menschen unterrichten will, erst sie anziehen muß; oder daß Weisheit in ihrer ursprünglichen Gestalt und Form nur ein schwacher Magnet für die sinnliche Menge ist, daß sie den äußern Glanz bedarf, um sie in den Kreis ihrer Wirksamkeit zu bringen. In gleichem Sinn geben ihr die Lehrer der Fabel Schild und Speer. Beide sind ihr nicht minder zu ihrer Vertheidigung verliehen, wie zur Beschützung der ihr Ergebnen; es soll damit angedeutet werden, daß selbst die himmlische Wahrheit nur wenige kleine Eroberungen machen kann, wenn sie nicht weltliche Macht und Herrschaft für ihre Freunde und Verbündeten hat.

Doch nicht blos das Beispiel des Einzelnen zeigt es, wie Unglück das Verdienst verdunkelt. Dasselbe Vorurtheil hat auch seinen Einfluß auf die gesammte Weisheit der Völker. Man be-

wundert ſie nur, man läßt ſie nur ſo lange gelten, als die Staaten dieſer blühen *). Mögen immerhin Weiſe aufſtehen und die heilige Lampe der Wiſſenſchaft und Kenntniß anzuzünden ſuchen. Das Licht dieſer ſcheint doch nur wie in einer Höhle und wird nicht weit geſehen. Der Ruhm der Wiſſenſchaft bei einem Volke geht verloren oder doch zu Ende, wenn die Macht und die Unabhängigkeit des Volkes dahin iſt **). Bei keinem Volke iſt dieſe Wahrheit ſtärker erwieſen, als den unglücklichen Nachkommen Iſraels ***).

Dieſe Nation, die, wie alle zugeben, eine der älteſten auf dem Erdball iſt; die unter den ſchrecklichſten Unfällen, unter den zermalmendſten Bedrükkungen, dennoch ihre Volksthümlichkeit behielt; dieſe Nation, die ſchon im Beſitze einiger der nützlichſten Künſte und Wiſſenſchaften ſtrahlte, wo noch die Völker, welchen die Entdeckung derſelben zugeſchrieben wird, entweder in Barbarei verſunken wa-

*) Dies möchte doch mit Einſchränkung zu verſtehen ſein. Die Griechen geben den auffallendſten Gegenbeweis.
D. Ueb.

**) Rom und Griechenland ſind Zeugen vom Gegentheil.
D. Ueb.

***) Weil ſich Religionswuth, Fanatismus gegen daſſelbe erhob, weil die Juden den Stempel ihrer Abkunft immer an ſich trugen, und die neuentſtandenen Chriſten für dieſen ganz unempfänglich waren.
D. Ueb.

ren, oder eben daraus erſtanden *), die Nation, welche ſich ſo mancher tapferer Könige, ſo vieler Helden, ſo vieler Gelehrten und eines ſo edlen Urſprungs rühmen kann, die Nation endlich, welche, was mehr als Alles iſt, durch ihre heiligen Schriften ſo immerwährende, ſo weſentliche Wohlthaten allen erzeugt, die dieſe Bücher mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen haben; deren Bücher endlich immer noch Millionen des Menſchengeſchlechts Troſt gewähren: dieſe Nation, ſagen wir, war kaum beſiegt und aus dem Lande ihrer Väter vertrieben, als ihre Weisheit und Wiſſenſchaft gleich ſehr in Verachtung gerieth **). Wahr iſt, eine jener geheimnißvollen Anſtalten der Vorſehung, welche vom menſchlichen Geiſte nicht ergründet werden

*) Worauf der Hr. V. hier anſpielt, iſt nicht klar. Meint er die Schreibekunſt? Dieſe fand Moſes ſchon in Egypten vor, wenn er ſie kannte. Senkarth will 6 Papyrusrollen gefunden haben, die 600 Jahre vor Joſeph geſchrieben ſind und unſern Büchern gleichen. (M. ſehe d. Jul. Heft der Leipz. Littz. 1826.)
D. Ueb.

**) Weil der Fanatismus der neuen Chriſten dagegen in die Schranken trat; weil die Bildung, die Sitte und Denkungsweiſe dieſer mit der jüdiſchen in gar keiner Verbindung ſtand, weil die Juden, von gleicher Hartnäckigkeit befangen, nicht einen Schritt entgegenkamen und weil mit einem Worte jede Parthei vorzugsweiſe glaubte, mit ihr allein habe der liebe Gott unmittelbar geſprochen. D. Ueb.

können, richtet es so ein, daß solcher Ungerechtigkeit von Israels Unterdrückern ohngeachtet, — ja ich möchte sagen: trotz, solcher Undankbarkeit — diese übersinnlichen Wahrheiten, welche die wichtigsten ihrer Nachrichten enthalten, nicht verloren gingen und den gebildetsten Theilen der Welt nicht verborgen blieben. Die heiligen Schriften der Juden wurden übersetzt, gelesen und bewundert. Was aber die übrige jüdische Weisheit betraf, so gerieth vieles davon mit in den allgemeinen Verfall, und der Theil derselben, welcher noch in den alten Büchern des hebräischen Volkes verschlossen ist, die wir unter dem Namen des Talmuds aus Jerusalem und Babylon, Tosephtos, Siphri, Medraschim, und vieler andern Werke von gleichem Alter kennen, blieb viele Menschenalter hindurch blos auf die Juden beschränkt. Diese hielten, was in ihrer Lage ganz und recht und natürlich war, diese Bücher — „diese Sterne des Abendlichts bei ihrem Volke" — in Achtung, in Ehren, ja sie betrachteten sie mit einer Ehrfurcht, die an Aberglauben gränzte. Ihnen wurde dieser nicht geoffenbarte Theil ihrer alten Litteratur eine Quelle von vielen, großen Wohlthaten. Aber es mischten sich auch mancherlei und bedeutende Nachtheile bei; Nachtheile, die nicht aus den Büchern selbst entspringen, wie man irrigerweise vermuthet hat, sondern weil irregeleiteter Eifer und unrichtig darauf gewendeter Fleiß verwaltete. Sie wanden ihre ganze Denkkraft auf Erklärung dieser Bücher,

ja sie erschöpften dieselbe dabei. Sie lasen sie mit einem Fleiße, der ohne Beispiel war, der als Beispiel aufgestellt zu werden verdiente, hätte er nur nicht zu oft und zu allgemein wichtigere und heiligere Arbeiten ausgeschlossen. Was andere Völker betraf, so war ihnen selbst das Dasein dieser Schriften unbekannt und sie verachteten die Söhne Abrahams zu sehr, um sich wegen ihrer Gelehrsamkeit zu bekümmern.

Erst nach der Reformation fingen Europa's Gelehrte an, sich auf jüdische Litteratur mit einigem Eifer zu legen*). Indessen dies wichtige Ereigniß nahm zwar dem menschlichen Geiste eine große Bürde des Aberglaubens ab. Es lößte die Fesseln geistiger Knechtschaft, es lüftete dieselben, in einem großen Theile der civilisirten Welt; doch das Geschick der armen unglücklichen Juden ward dadurch nicht merkbar gebessert. Sie blieben immer unterdrückt, verfolgt, vernichtet und so darf es uns nicht wundern, daß die gelehrtesten Männer jener Zeit die alten Schriften der Rabbiner mit jenen Vorurtheilen lasen, die sie in ihrer Kindheit eingesogen hatten. Die Mängel, die Schwächen, welche sie darin fan-

*) Reuchlin war schon früher darangegangen; einem Gutachten von ihm verdankten es die Juden, daß die genannten Schriften nicht verbrannt wurden, wie ein abgefallener Jude beim Inquisitionsgericht in Cöln verlangt hatte. M. s. Luther u. seine Zeitgenossen, Leipz. 1817.

den, und welche durch die eigenthümliche Form, und ihren Charakter noch mehr auffielen, gaben ihnen dazu den Vorwand, und Vorurtheile, die den ihrigen entgegenſtanden, dienten zu einer Herausforderung. Die Verachtung geſellte ſich nun zur Erbitterung. Nur wenigen leider! kam der Gedanke in den Sinn, daß dergleichen Vorurtheile bei Männern, welche von Verfolgungen erbittert waren, unvermeidlich und darum verzeihlich ſein mußten. Ihr Elend war ja durch alte Prophezeihungen geheiligt. Es gab ihnen in ihren eignen Augen einen Werth. Es miſchte ſich aber auch noch die Qual der Erinnerung an ehemalige Größe, der Stachel des verwundeten Stolzes mit dem Gefühl des Unrechts, der Grauſamkeit, von welchen kein Menſch, der nur gewöhnliches Mitleid hat, leſen kann, ohne ſogleich vom eignen Herzen getrieben, die Verabſcheuungen zu rechtfertigen, welche die Leidenden gegen die Werkzeuge ſolcher Tyrannei und ihre Urheber hegen mußten. „Res sacra est miseria!“

Nie konnte wohl dieſer Ausſpruch des römiſchen Weltweiſen richtiger angewendet werden und nie wurde er weniger angewendet, als bei den unglücklichen Nachkommen Iſraels! Unterdrückung und unbillige Geſetze hatten ſie in Armuth geſtürzt; Armuth und Unſicherheit wurden die Quelle eines herumwandelnden, mühſamen, faſt heimathloſen Lebens! Die natürlichen Folgen der Ungerechtigkeit und Verachtung wurden angeführt, jene Ungerechtigkeit zu rechtfertigen. Was ſolche Gebote hätte

stürzen sollen, gab ihnen erst Heiligkeit und feierlichen Werth. Die Wuth des Pöbels mischte den Becher des Hohnes und die Gelehrten goſſen ihn auf das Haupt ihrer Opfer aus. So weit wie es nur der eigne Glaube immer zuließ, erstreckte sich — von Verwechselung war nicht die Rede — die Verachtung, welche man gegen das lebende Geschlecht hegte, auf die Erzeugnisse ihrer Väter ohne Unterschied.

Es ging diese so übel begründete Verachtung bis zu dem Grade, daß der gelehrte Wotton damals klagte: „Talmudische Gelehrsamkeit steht in einem Miskredit, welche alle, die sich damit beschäftigen, in die Nothwendigkeit versetzt, sich deshalb zu vertheidigen!“

Wohl hundert Jahre sind verflossen, seitdem Wotton diese Bemerkung machte und talmudische Wissenschaft ist, statt Achtung zu gewinnen, noch mehr in Vergessenheit gekommen. Die Wissenschaften haben seit jener Zeit im Allgemeinen große, reißende Fortschritte gemacht. Die sich ihnen widmeten, haben mit einem Eifer, den man nicht genug rühmen kann, ihr Reich weit und breit ausgebreitet. Sie stiegen in die Schriften der alten Gelehrsamkeit und öffneten Quellen des Unterrichts, welche ihren Vätern ganz unbekannt waren. Nur der Talmud, dies große, mannichfaltige Werk, so ehrwürdig wegen seines Alters, so anziehend wegen der wichtigen darin behandelten Dinge, so merkwürdig wegen der vielerlei darin enthaltnen Kennt-

lässe, nur dieser findet, gleich vielen andern bemerkenswerthen hebräischen Schriften keine freundliche Hand, die ihn aus der Vergessenheit zieht. Wenige Gelehrte halten ihn für werth, ihn mit einem kritischen Blicke zu prüfen. Wenige würdigen ihn nur einer Beachtung und selten thun sie letzteres ohne ein Wort des Spottes, des Hohnes, hinzuzusetzen.

Und diese Vernachlässigung beschränkt sich nicht etwa blos auf den Kreis, in welchem verschiedene Abstammung und Religion sie mindestens erklärlich macht. Nein, die Nachkommen der Weisen selbst, denen wir diese Schätze der hebräischen Litteratur verdanken, sie, deren Väter diese Bücher mit einer Ehrfurcht betrachteten, welche nur durch Uebertreibung, durch eine leidenschaftliche Dankbarkeit fehlte, die von einem begünstigtern Geschlechte blos als patriotisches Vorurtheil getadelt worden wäre, das nicht nach andern Quellen fragt, sich nicht um den Inhalt kümmert — ach, diese Nachkommen selbst kennen dem größten Theile nach von dem Talmud blos den Namen! Der getreue Begleiter des geoffenbarten Gesetzes, welcher durch das darauffallende Licht ihre Väter durch die Finsterniß und auf rauhen Pfaden leitete, bleibt ihnen im Dunkel, weil ihn ihre Vernachlässigung, ihre ausgeartete Gleichgültigkeit in Schatten läßt.

Gleich dem Himmelskörper, von welcher ich dies Gleichniß nahm, ist der Talmud ein mit dunkeln Flecken beschatteter Kreis. Was ich als Dunkel desselben

bezeichnete, mögen manche meiner Leſer als das Verſchwinden deſſelben betrachten, ja in ſeinem Verfall, ſeiner Bläſſe, ein glückliches Vorzeichen, die Folge, das Merkmal eines ſtärkeraufgehenden Lichtes ſehen. Doch jemehr ich darüber nachdenke, und je ſorgfältiger ich um mich ſchaue, deſto weniger fühle ich mich geſtimmt, ihre Anſichten, ihre Hoffnungen zu theilen. Wenn an ein Licht hier gedacht werden kann, ſo iſt es die plötzliche Leuchte einer auffahrenden Fackel, welcher dann meiſtens gänzliche Finſterniß folgt und alſo, ein beſſer geeignetes Gleichniß zu wählen, das Licht, das einem brennenden Haufen entzündlicher Stoffe entſteigt, welche alles verzehrt und zerſtört, was ihm zur Nahrung dient. Wie, wenn die Männer, welche die nicht geoffenbarten Schriften vernachläſſigen, nun auch die geoffenbarten zu vernachläſſigen beginnen? Wie, wenn ſie die Religion ihrer Väter aufgeben, um auch jede andere Religion zu verachten, und indem ſie aufhören, Juden zu ſein, Atheiſten werden? Wäre dies wünſchenswerth? Und doch iſt dies der Fall bei dem größten Theile ſolcher, welche der Weisheit ihrer Väter den Rücken zukehren. Eine traurige Erfahrung lehrt dies. Den Anfang machen dieſe Männer, daß ſie die Spreu der Modeweisheit aufſammeln, und mit ungläubigen, urtheilsunfähigen Schriftſtellern über ſogenannte rabbiniſche Albernheiten lachen. Zuletzt verachten ſie das Wort Gottes ſelbſt.

Ich möchte nicht gern falſch verſtanden werden.

Es würde mir wehe thun, wenn man mich einer thörigten und ungerechten überhaupt hingeworfenen Beschuldigung zeihte. O nein. Niemand ist mehr überzeugt, als der Schreiber dieser Zeilen, daß Israel in diesem, wie in andern Ländern, gar viele Männer zählt, die sich auf der einen Seite von dem kühnen Neuerungssinn, der alles, was heilig und ehrwürdig ist, vernichten will, wie von dem tödtenden Einfluß der Bigotterie fern halten, welche die belebenden Vorschriften des göttlichen Gesetzes in ein giftiges Gemisch von albernen Gebräuchen und unverständlichen Ceremonien verwandelt, die aber demohngeachtet mit lobenswerthem Eifer für ihre Religion belebt sind und deren wahre Rechtschaffenheit, Tugend und Weisheit ihrer Gemeine zur größten Ehre gereicht. Doch dies in vollem Maaße zugegeben, können wir doch nicht leugnen — und warum sollte man es also verbergen wollen? — daß der Dämon des Unglaubens auf die Schranken des Judenthums starke und kühne Angriffe macht und daß er bereits manche Lämmer aus der erwählten Heerde Israels überraschte und wegführte.

Die Sache ist unbezweifelt. Nur wenige giebt es, denen nicht die eigne Beobachtung einige Beispiele darthun kann. Aber welcher Ursache sollen wir sie zuschreiben? Der Vernachlässigung des Talmuds? — O ich werde das ungläubige, verächtliche Lächeln recht gut gewahr, das eine Behauptung solcher Art[1] rege machen würde. Allein

demohngeachtet wage ich es, den Urſachen, welche die Verachtung dieſes und der übrigen Reſte hebräiſcher Gelehrſamkeit erzeugten, und dieſer Verachtung ſelbſt, als einer Nebenurſache, als einer damit in Verbindung ſtehenden Urſache, dieſe Entſetzen erregende Erſcheinung zuzuſchreiben, dieſes Hinneigen zur Vernichtung — denn Unglaube iſt hier Vernichtung — der einzigen, in den Augen der Völker noch übrigen Ehre, des einzigen glänzenden Vorrechts, das die Welt nicht rauben konnte, das die Unterdrücker ließen, das dieſe achteten!

Indeſſen bin ich weit davon entfernt, es abzuleugnen, daß die ungerechte Herabwürdigung dieſer Schriften als ein Gegenſtück von der entgegengeſetzten, äußerſt unſchicklichen, übertriebenen Verehrung derſelben anzuſehen ſei. Nur zuwahr iſt es, daß das jüdiſche Volk ſie zu lange Zeit und in der Regel, wenn es auch nicht offen bekannt wurde, doch der Sache nach, faſt mit den groſſenbarten Wahrheiten auf gleiche Höhe ſetzte. Der wohlbegründete Ruhm einer Menge weiſer, gelehrter Männer, welche am wenigſten auf eine Inſpiration Anſpruch machten, welche, hätte man ihnen dieſe angedichtet, die Schmeichelei mit einem Bannfluche belegt haben würden, verſöhnten allerdings mit dem Aberglauben, mit der Knechtsgeſinnung ihrer fanatiſchen Verehrer, während ſie von der Vergeſſenheit, der Verachtung umſchleiert werden.

Die Thatſachen, die Umſtände, welche ich hier

aus eben so viel Ursachen und Veranlassungen des niedrigen Standpunktes der hebräischen alten Litteratur angeführt habe, sind wichtig genug. Allein ihre Wirkung war doch dem großen Theile nach, nicht unmittelbar und fand nur nach und nach statt. Dagegen unterließen feindliche Männer von offenem Charakter keinesweges, sie zu unterstützen. Der Talmud ward nicht ganz übersehen oder vergessen. Es giebt eine Anzahl Schriftsteller, welche seinen Inhalt geprüft zu haben behaupten, die ihn aber, ihren Arbeiten nach zu urtheilen, aus keinem andern Zwecke gelesen haben können, als bei allen Menschen dem Wunsche zuvorzukommen, den Wunsch zu unterdrücken, ihn auch zu lesen. Sie nahmen ihn zur Hand, Gründe für den Haß, Rechtfertigung für die Verachtung zu finden, welche sie schon im Voraus empfanden. Sie suchten dadurch dem Unwillen Luft zu machen, den sie schon früher gegen die Verfasser desselben fühlten, weil sie Juden und Rabbiner waren.

Unter dem Einflusse solcher Gefühle, von diesem vorherrschendem Beweggrunde geleitet, begannen sie ihre Nachforschungen und ohne auf die fernen Zeiten zu achten, wo der Talmud zusammen gesetzt ward, ohne den Zustand der Juden in jenen entfernten Zeiten, den Charakter der Völker, unter welchen sie ihr unglückliches Geschick zu wohnen zwang, die Meinungen der Gelehrten jener Zeit und den eigenthümlichen Stil ihrer Schriften zu beachten, lasen sie das weitläuftige Werk, dieses Meer von Ge-

lehrſamkeit, wie man es nicht uneigentlich nennen kann, als ob es in einem Tage und von ihres Gleichen verfaßt wäre. Jede einfältige Behauptung, jede alberne Meinung, ward nun mit Entzükken aufgefaßt und als ein Beweis von Weisheit der Talmudiſten angeführt. Die zahlreichen Allegoriſchen Ausdrücke und Geſchichten, welche in dieſen alten Schriften in Ueberfluß vorhanden ſind, wurden nun im ſtrengſten buchſtäblichen Sinn genommen. Die mancherlei Dichtungen, erfunden, irgend eine ſittliche oder philoſophiſche Wahrheit zu begleiten, wurden als Standarte deſſen betrachtet, was die Rabbiner wirklich meinten und lehrten. Jeder Scherz, jedes Spiel des Witzes galt für einen ernſt gemeinten Ausdruck, und ein Schriftſteller wurde wegen Aeußerungen getadelt, die er im Augenblick der Freude, oder blos ſcherzhafter Weiſe gebraucht hatte.

Indeſſen reichte alle ihre Betriebſamkeit nicht hin, einen hinreichenden Vorrath von Albernheiten zuſammen zu bringen. Es zogen daher dieſe Schriftſteller recht wohlwollend einige Arbeiten der ſpätern Rabbiner in ihren Kreis, deren närriſche Träume von den alten Lehrern Iſraels ſelbſt mit Verachtung beſtraft worden wären. Sie verwechſelten die wunderlichen Begriffe dieſer mit den Meinungen der frommen Vorväter ſelbſt. Durch ſolche und ähnliche Mittel häuften ſie eine Maſſe von Stoff, der, nahm man ihn in dem Sinn, wel-

chen ſie ihm beilegten, hinreichend war, auf den Talmud das häßlichſte Licht zu werfen.

Solch Verfahren war, um das wenigſte zu ſagen, höchſt unbillig. Jeder unpartheiiſche und redliche Mann wird das gern zugeben. Welches Urtheil würden wir über einen Mann fällen, der in der Sonne nur die ſchwarzen Flecken entdecken könnte, oder der an einem ſchön blühenden Roſenbuſche nur die Dornen wahrnehme?

In der That läßt ſich die Handlungsweiſe ſolcher Verläumder des Talmuds blos mit dem Benehmen eines Mannes vergleichen, der in einen großen Garten Einlaß fand, aber ſtatt ſich mit deſſen mannigfaltigen Schönheiten zu beſchäftigen nur abſichtlich herumging, und ſich bemühte, hier jedes werthloſe Kieſelſteinchen, jede gewelkte Frucht, jedes ſchädliche Kraut zu ſammeln. Wenn er ſich mit ſo viel Auskehrig, als er fortbringen konnte, beladen hat, kehrt er zum Herrn des Gartens und ruft ſpottend: ſchaut mal Herr, ſchaut mal die köſtlichen Dinge, welche euer Garten trägt! Würde nicht der Eigenthümer ihm mit Recht erwiedern können: mein Freund; wohl iſt es wahr, daß Unkraut in meinem Garten wächſt, denn in welchem Garten, den Menſchenhände pflanzen, wächſt dieſes nicht. Allein ich beneide Euch warlich nicht um den Geſchmack, der euch unter ſo vielen und mancherlei Früchten und Blumen nur ſolche zu bemerken beſtimmt; vorausgeſetzt, daß ſie das in der That wären, was ihr Euch darunter vorſtellt. Dies iſt aber keines-

wegs der Fall. In dieser Pflanze hier, welche euer zu eiliges nichts unterscheidendes Vorurtheil für Unkraut genommen hat, ist eine verborgene Tugend, die freilich nicht jedem einleuchtet, der sie sieht. Diese Frucht ist dem Scheine nach verwelkt. Aber nehmt nur die äußere Schale weg, und ihr findet einen köstlichen Kern darin. Diese Kiesel bedürfen einiger Politur und dann wird ihr eigenthümlicher Glanz gleich zum Vorschein kommen.

Es würde Bände nöthig machen, um alle die mannigfachen Verdrehungen zu erzählen, welche sich Schriftsteller zu schulden kommen ließen, die ihre giftigen Pfeile auf die armen Rabbiner und ihre geistigen Arbeiten losdrückten. Um indessen den Leser mindestens einigermaßen in den Stand zu setzen, über diesen Gegenstand eine Folgerung zu ziehen, halte ich es doch für nöthig, die gemachten Bemerkungen mit ein Paar Beispielen zu erhellen.

Es ist bekannte Sache, daß der Zustand und die Beschaffenheit des ersten Menschen, seine geistigen Kräfte, seine Kenntnisse, unter den Gelehrten aller Zeiten Lieblingsgegenstände waren. Einige drücken den Vater des menschlichen Geschlechts zur Erde, und stellen ihn mit den wilden Thieren auf eine Stufe. Andere erheben ihn zu den Wolken und geben ihm das Wesen eines Engels. Daß die Gelehrten unter den Hebräern ihr Nachdenken ebenfalls bei diesem Gegenstande geltend machten, ist so wenig seltsam, als daß sie ihre Gedanken mittelst der

Bilder und Anspielungen ausdrückten, welche die Lieblingssprache morgenländischer Weise bezeichnen. Nun ging die Meinung einiger Rabbiner dahin, daß, da der Schrift zufolge jedes Geschöpf in vollkommenem Zustand erschaffen ward*), auch Adam aus der Hand des göttlichen Meisters gleicher weise in dem vollkommensten Zustande hervorgehen mußte, und zwar nicht blos in Bezug auf körperliche Fähigkeiten, sondern auch in Hinsicht der geistigen; daß folglich seine Verstandeskräfte verhältnißmäßig groß, fein mußten. Diese Ansicht drükten sie in Worten aus, welche übertrieben scheinen, weil man es übersieht, daß sie bildlich sind. Sie sagen uns: Adam reichte von der Erde bis zum Himmel, d. h. seine Natur verrinte das Irdische mit dem Himmlischen; das Thierische war die Grundlage, das Wesen der Engel seine Zierde; oder der Mensch konnte in seiner Vollkommenheit von seiner Natur zu der göttlichen hinaufsteigen. Rabbi Jochonan drückte übrigens seine Ansicht in einer einfachern Sprache aus. Er sagt: Adam und Eva kam gleich Leuten von zwanzigjährigem Alter zum Dasein.

Um anzuzeigen, daß der Mensch alles genießen kann, daß seine Kraft, die Nachgiebigkeit

*) Und Gott machte die Thiere aus Erde, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürme aus Erde, nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war. 1 Mos. I. 25. II.

seines Körpers, seine eigenthümliche Beschaffenheit, ihn in den Stand setzen, überall zu wohnen, in jedem Klima auszudauern, sagen sie: der Staub, aus welchem Adam geschaffen wurde, sei von allen Theilen der Erde genommen worden.

Um die doppelte Natur des Menschen, den duplex homo, d. h. das Geistige und das Körperliche des Menschen, zu bezeichnen, lehrten sie: Adam sei ein Androgenes, ein Mann-Weib. Das erste sollte den Geist bedeuten, in Betreff von dessen Kraft und Ueberlegenheit. Das letztere die Leidenschaften, Wünsche, Neigungen, im Betreff ihrer verführenden Lockungen.

Um die Frucht dieser doppelten Vereinigung zu beschreiben, geben sie an: Adam habe zwei Gesichter. Eins sieht nach Osten, das andere nach Westen; d. h. das eine (seine geistige Natur) ist nach der Quelle des Lichts und der Weisheit gerichtet, das andere (das körperliche Wesen) neigt sich nach der Gegend der Finsterniß, dem Sitze der Sinnlichkeit und Gemeinheit.

Sie behaupten ferner, als Adam lag, ruhte sein Haupt in Osten und die Füße waren in Westen. Sie meinten hierbei, daß unsere ersten Eltern durch ihre Uebertretungen oder ihren Fall, wie es heißt, zwar ihre Natur verschlechtert, aber doch in der Art nicht verändert hätten. Adams Haupt, (sein edlerer Theil) ruht immer noch in Osten, (der Quelle des Lichtes,) während die

Füße (seine niedrigere Natur) nach Westen gerichtet waren.

So lauten die Meinungen der alten Hebräer an sich. Aber ihre Verläumder nahmen entweder aus bösem Willen, oder Unwissenheit, ihre Worte im buchstäblichen Sinne und berichteten, ohne zu urtheilen, daß Israels Weise glaubten: Adam sei das riesenhafteste, zweiköpfige Ungeheuer, ja, Wunder über Wunder! ein Hermaphrodite gewesen.

Man hat den Talmudisten vorgeworfen, daß sie behaupteten: sieben (oder nach einem andern Buche desselben, sechs) Dinge seien schon von Anbeginn der Welt her gewesen; nämlich: Israel, das Gesetz, die Hölle, das Paradies, die Reue, der Thron der Herrlichkeit und der Name des Messias. So auffallend dies lautet, so ist es doch nicht in höhern Grade der Fall, als das, was Aristoteles in Betreff des Staates sagt. In seiner Politik, wenn ich nicht irre, erklärt er nämlich: daß ein Staat an sich früher da sei, als irgend ein Individuum*). Nun möchten wir natürlich fragen: wie ist es möglich, daß ein Staat, der doch nichts als ein Aggregat von vielen einzelnen Menschen ist, eher

*) Aristotelis πολιτικων τα σωζομενα, l. 2. „Και προτερον δη τη φυσει πολις, ἡ οικια και ἑκαστος ἡμων εστι. το γαρ ὁλον προτερον αναγκαιον ειναι των μερους.“ So lautet die Stelle. D. Ueb.

als die Glieder exiſtiren kann, welche ihn zuſammenſetzen; Ariſtoteles muß alſo wohl ein Narr ſeyn!

O nein, die Verächter Rabbiniſcher Gelehrſamkeit werden wohl ſagen: Ariſtoteles war ein Philoſoph. Was er damit behaupten wollte, iſt: die Natur (hier als geiſtiges, denkendes Weſen betrachtet,) hat bei allem einen Zweck vor Augen, und wendet zur Erreichung deſſelben die beſten Mittel an. Nun kommt in der Idee oder im Verhältniß zum göttlichen Meiſter genommen, der Zweck oder das Endziel zuerſt. Die ganze Reihe von Handlungen, wodurch er verurſacht wird, iſt eine Folge dieſes Endzwecks, und dieſe heißt darum Endurſach. Da nun der Meinung des Ariſtoteles zufolge, der Menſch ein geſellſchaftliches Weſen, beſtimmt in Geſellſchaft zu leben, iſt, worin er, durch geeignete Zucht, vom bloßen Thiere oder aus dem wilden Zuſtande, zum ſittlichen und intellectuellen Zuſtande fortſchreiten kann, ſo folgt daraus, daß der Staat, in welchem er dieſe moraliſche Vervollkommnung erhalten ſoll, in der Idee der Natur früher war, als die einzelnen Weſen, welche ihn zuſammenſetzen."

Nun gebe ich zu, daß dies die Meinung des Ariſtoteles war, denn es beſteht als unzweifelhafte Wahrheit, daß die Vernunft im Gegenſatze der mechaniſchen Kräfte handelt, oder, wie ſich ein hebräiſcher Dichter ſo ſchön ausdrückt: das letzte, was geſchieht, war das Erſte im Gedanken. Wir können auch noch vernünftiger Weiſe ſchließen, daß, wenn einmal feſtſteht, der Staat ſei

blos gebildet, um das Forschreiten des Menschen zur sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung zu bewirken, die Ideen, das Bild dieser Vervollkommnung in dem Plane der Natur früher da waren, als der Staat selbst.' Nun kann aber doch ein Staat nicht ohne Gesetze bestehn, und Gesetze können nicht wirken, ohne Belohnungen und Strafen; Belohnungen und Strafen setzen aber einen voraus, welcher belohnt und bestraft, oder einen Richterstuhl, von welchem Belohnungen und Bestrafungen ausgesprochen werden; diese Dinge alle mußten also ebenfalls in die Idee der Natur aufgenommen werden.

Damit ist aber gerade das gegeben, was die Rabbiner gesagt haben. Sie wußten so gut, wie Aristoteles, daß der Mensch von Natur gesellschaftliches Wesen ist, daß ihn sein Schöpfer bestimmt hat, in Gesellschaft zu leben; daß er in diesen allein durch seine eigenen Bemühungen zur sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung gelangen kann, daß folglich eine Vorstellung dieses gesellschaftlichen Zustandes in der göttlichen Seele früher dagewesen sei, als die Erschaffung des Menschen selbst. Dies drückten sie nun mit den Worten aus: Israel oder der Tempel, denn beides findet sich vor, ist aber eins, weil der Tempel als Vereinigungspunkt des jüdischen Staates gedacht wird, war vor der Schöpfung der Welt vorhanden. Und niemand kann sie doch wahrlich tadeln, wenn sie ihren Staat für das beste Vorbild eines gesellschaftlichen Zustandes hielten.

Da nun aber, wie wir vorher bemerkten, kein

ſolcher ohne Geſetze beſtehn kann und dieſe nicht ohne Belohnungen und Strafen wirkſam ſein können, die letztern aber nicht denkbar ſind ohne vollziehende Gewalt, ſo ſchloſſen ſie daraus, daß auch dieſe im göttlichen Verſtande vorhanden geweſen ſein müßten, und dies drückten ſie mit den Worten aus: das Geſetz, die Hölle, das Paradies, und der Thron der Herrlichkeit, d. h. der Sitz des Gerichts. Da ſie ferner auch das göttliche Weſen nicht blos als den Richter der ganzen Erde, ſondern auch als den Vater der Barmherzigkeit anſahen, „der nicht Freude findet am Tode des Gottloſen, ſondern an der Rückkehr zu ſeinem Wege, daß er leben mag," ſo ſchließen ſie auch die Reue mit in die Reihe der vorherbeſtandenen Dinge ein. Endlich waren ja alle ſo viele und große Maasregeln noch eines größern Zwecks wegen da, nämlich zur Vervollkommnung der menſchlichen Natur und daraus folgerten ſie ſehr richtig, daß die Idee von dieſer Vervollkommnung bereits im göttlichen Geiſte vorhanden geweſen ſei, und bezeichneten dies mit dem Namen, d. h. dem weſentlichen Merkmal des Meſſias, eines Weſens, das ihrer Anſicht nach alles beſaß, was die menſchliche Natur ſchmücken und verherrlichen kann.

Dieſe Anſichten, die eines Plato würdig ſind, hat man nun als Träumereien der Rabbiner verſchrien und ihre Urheber der Gottloſigkeit bezüchtigt. — Und zwar aus keinem beſſern Grunde, als den die Verläumder ſelbſt angeben, indem ſie ihren eigent-

lichen buchſtäblichen Sinn den Ausdrücken unterlegten, welche offenbar, wo nicht Abſicht oder Einfalt war, unwiderſprechlich als bildliche betrachtet werden mußten.

Mit eben ſolcher Redlichkeit haben dieſe literariſchen Ehrenſchänder die philoſophiſchen Anſichten der Talmudiſten behandelt.

Rabba, Chana's Enkel erzählt folgende kleine Allegorie, um ſeinen Leſern die überraſchende Thatſache vom Leuchten der See mitzutheilen — ſie wird von den meiſten Seefahrern, mit Bewunderung erzählt! — und die Wunder Gottes zu ſchildern, der durch ſeinen lebendigen Hauch den Menſchen belebte und ihn in den Stand ſetzte, die Wuth der Wogen mit einigen Bretern und Stäben zu beherrſchen:

„Die, welche zur See gehen, haben mir erzählt, daß oben auf der Woge, welche dem Schiffe den Untergang droht, Funken von weißem Feuer ſichtbar werden; dann ſchlagen ſie aber die See mit Stäben, worauf der Name des Allmächtigen geſchrieben iſt, und ſo wird das Waſſer ruhig und iſt gehorſam."

Um ferner die Urſache von dem Tage und der Nacht zu erklären, erfand er folgende Erzählung:

Ein arabiſcher Kaufmann ſprach zu mir: Komm ich will dir zeigen, wo Himmel und Erde zuſammentreffen. Und ich nahm meinen Brotkorb und hing ihn in ein Fenſter des Firmaments. Dann ſprach ich mein Gebet und ward in der gehörigen Zeit damit fertig. Als ich aber nach meinem Korbe

sah, fand ich ihn nicht mehr. Wie? sprach ich zum Kaufmann, sind auch hier Diebe? Nein, war seine Antwort, es kommt von der Kugel des Himmels, sie dreht sich um und nahm ihn mit. Harre bis Morgen um dieselbe Zeit und du wirst deinen Korb wieder sehen."

Gemeiniglich nimmt man an, daß Chana's Enkel dieses erzählte, in der Voraussetzung, daß sich nach dem Ptolemäischen System die Sonne um die Erde drehte. Allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß er mit dem Ausdrucke: „komm, ich will dir zeigen, wo Himmel und Erde zusammenkommen," andeuten wollte, diese Erscheinung könne in zweierlei Art erklärt werden, entweder in der eben angeführten, oder nach dem Pythagoräischen System, welches die Erde sich um die eigne Achse drehen läßt. Unbekannt sind die Talmudisten mit diesem System nicht, wie es scheint, denn sie führen auch an: die Sonne ist unbeweglich, aber der Planet dreht sich herum. Das Verschwinden und Wiedererscheinen des Korbes würde in der einen und der andern Voraussetzung statt finden.

Doch sei dem wie ihm wolle, so enthalten beide mitgetheilten Erzählungen nichts so Uebertriebenes, daß damit der Spott gerechtfertigt werden könnte, womit neuere Schriftsteller dieselben ausgehoben haben. Sie hätten gern ihren Leser überredet, daß die alten Weisen Israels glaubten: das heftige Wogen der See lasse sich stillen, wenn man solche furchtbare Wellen mit einem Stöckchen

ſchlage; daß Himmel und Erde wirklich einander berühren; daß im Himmel Fenſter ſeien, in welchen man einen Brotkorb anhängen kann *).

Vielleicht um eine hiſtoriſche Thatſache mitzutheilen, erzählen die Talmudiſten folgende Fabel:

„Es fiel einmal ein Ei des Bar-Iocane (d. h. des Sohnes vom Ozean) herab, und überſchwemmte ſechszig Städte, und ſchlug darnieder dreihundert Cedern. — Es ward gefragt: wie kam es, daß dies Ei herabfiel, da geſchrieben ſteht: durch den Flügel des Sängers iſt es ſchön geſchmückt? Darauf antwortete Rabbi Ariel: weil das Ei faul war!"

Daß dieſe Fabel auf eine ſchreckliche Verfolgung deutet, welche zur Zeit ihres Erfinders gegen die Hindus Sekten ſtatt fand, die an ein Weltei glaubten, iſt nicht blos höchſt wahrſcheinlich, ſondern es wird faſt zur Gewißheit, weil das Ei als der Sohn, als die Frucht des Iocéane, d. h. des Ozeans beſchrieben wird. Nun wurde gefragt, wie das Ei zum Herabfallen kam, (d. h. wie die Verfolgung entſtand,) da doch das Ei ſo ſehr durch den Flügel (die Einbildungskraft des Sängers (der Dichter) geſchmückt ſei? Und der witzige Rabbi antwortete darauf: weil das Ey faul war!" Und daß es faul

*) Und wenn ſie es geglaubt hätten, ſo wären ſie darum ſo wenig minder achtungswerth, als die alten griechiſchen Philoſophen, welche doch in ſolchen Dingen ihre Fabeln für volle Wahrheit nehmen

D. Ueb.

war, d. h. nichts taugte, wird der Leser gewiß zugeben, wenn er auf die mancherlei Fabeln Rücksicht nimmt, zu denen es Veranlassung gab, denn unsere vermeinten Kritiker wußten nicht, was sie vom Sohne des Joceans denken sollten und machten einen Vogel daraus, den sie Bar-iochna nannten, weil sie sich vermuthlich einbildeten, daß wo ein Ei ist, auch ein Vogel sein müsse; und weil sie aus der Größe des Ei's auf den Umfang des Vögelchens schlossen, machten sie ein so furchtbares Ungeheuer daraus, daß es groß genug gewesen wäre, die armen Rabbiner mit allen ihren dickleibigen Büchern zu verschlingen. Nun aber wendeten sie sich zu den Juden und forderten sie auf, den großen Riesenvogel zu betrachten und fragten sie, was sie nur von den wundervollen Entdeckungen ihrer Väter, und ihrer Ornithologie meinten. — Sie überlegten aber nicht, daß dieser Bar-iochna erst ein Geschöpf der eignen Einbildungskraft sei!

Man kann, das weiß ich wohl, anführen, diese Schriftsteller seien zu dem Mißverständniß durch jüdische Ausleger selbst verleitet worden; sie hätten die Uebersetzung dieser angenommen. Daß dies in vielen Fällen geschehen sei, zweifeln wir gar nicht. Ja, ich gebe sogar gern zu, daß diese Ausleger, nicht vertraut genug mit weltlicher Gelehrsamkeit, sich oft sonderbare und bedeutende Irrthümer haben zuschulden kommen lassen, ob sie schon übrigens vielleicht große Fähigkeiten besaßen. Allein dies kann nur die Folgerungen, welche jene Spötter daraus-

zogen, dieſe groben Mißgriffe nachſchrieben, in keiner Art rechtfertigen. Das wäre doch eine ſchöne Rechtfertigung, wenn Jemand einem ihm Begegnenden Koth ins Antlitz werfen und dann ſagen wollte; er habe ihn bereits vorräthig gefunden! Uebrigens muß doch eine ſchonungsloſe Kritik, welche ſo gern ihr geweihtes Opfer feſtnimmt, zum mindeſten erſt mit eignen Augen ſehen und verſtehen, was ſie verdammen will.

Allein auf ſolche Art benahmen ſich jene niedrig denkenden Schriftſteller; auf ſolchem Wege ſuchten ſie, was ihnen auch gelang, einen Haß gegen die wichtigen Schriften der Weiſen Iſraels, beſonders gegen den Talmud rege zu machen.

Und nun höre ich, ſo dünkt es mich, einen jener zahlreichen Verläumder ausrufen: Wie? Sprichſt du im Ernſte? Willſt du wirklich behaupten, daß im Talmud keine Albernheiten, keine Mährchen, keine Widerſprüche ſeien? Haben ſeine Verfaſſer kein ſchweres Joch auf das Volk durch ihre Traditionen, oder durch ihr mündliches Geſetz gelegt, wie ſie es nennen, indem ſie behaupteten: es komme von Moſes und ſei ihm auf dem Berge Sinai übergeben worden? Streiten nicht manche dieſer Geſetze gegen die Menſchenliebe? Haben dieſe Männer ihre Werke nicht der Bibel vorgezogen? Haben ſie nicht den heiligen Text verdreht, indem ſie Folgerungen und Schlüſſe daraus zogen, die gar keinen Halt haben? Weißt du nicht außerdem, daß dieſe Weiſen, wie du ſie zu nennen beliebſt, an

Hexen, Geister, Teufel und was weiß ich sonst noch, glaubten? Von den vielen Beweisen, die ich zur Bestätigung des letztern Tadels anführen könnte, mag der folgende allein genügen:

„Ich spazierte einst," erzählt Rabbi Chananya, in Zipporn nahe dem Orte, wo das Thor verschlossen ist, und sah da einen Zauberer, welcher einen Stein aufhob, ihn in die Luft warf und in ein Kalb verwandelte. Und ich ging und erzählte es meinem Vater. Doch der sprach zu mir: Hättest du gegessen davon, dann möchtest du es glauben. Aber da es gewiß ist, daß du nicht aßest, so sei sicher, daß es blos durch die Macht des Teufels, ein Blendwerk vor deinen Augen war."

„Die Teufel haben vier Mütter, deren Namen heißen: Lileth, Naama, Igereth und Machaleth. Jede derselben hat ihr Heer oder eine Menge unzähliger, unreiner Geister. Es wird erzählt, daß jede eine der vier Jahreszeiten beherrscht und daß sie sich auf dem Berge Nispah versammeln; jede soll mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft daselbst von Sonnenaufgang bis zum Untergang herrschen. Salomo aber hat über sie alle Gewalt und sie heißen seine Diener, weil er sie nach seinem Willen und Belieben sendet."

Solche unsinnige Mährchen haben deine Rabbis; solche tolle und wunderliche Begriffe hegen sie und du wunderst dich, wenn wir über sie lachen*)?

*) Das wird ein Vernünftiger nicht thun, denn sonst

Dieſer gewaltigen Aufforderung entgegne ich: wie ich ſo weit entfernt ſey, den Talmud für ein fehlerfreies Werk zu halten, daß ich im Gegentheil gern zugebe, er faſſe Dinge, von welchen jeder aufgeklärte, ja jeder nur fromme Jude wünſchen muß, daß ſie hierin nie erſchienen, oder mindeſtens längſt aus ſeinen Blättern vertilgt worden wären.

Wie dergleichen tadelnswerthe Stellen aber hier eingeſchaltet wurden, läßt ſich nur aus der großen Ehrfurcht erklären, womit die Iſraeliten jener Tage auf ihre weiſen Männer zu ſehen pflegten, und welche ſie beſtimmte, jedes Wort, jeden Ausdruck, der dem Munde ihrer Lehrer entfiel, der Aufbewahrung werth zu achten. Sie ſchrieben dieſelben, zugleich mit wichtigen Gegenſtänden, zu ihrer eignen Belehrung nieder. Später wurden ſolche Schriften geſammelt, um in einem Werke vereint zu werden. Die Sammler ließen dergleichen, entweder aus Mangel eigner Unterſcheidungskraft, oder aus einem gewiſſen frommen Antriebe mit fortgehen und ſo kamen ſie in die Hände der Nachkommen. Daß der weiſere Theil der Nation damit nie zufrieden war,

---

muß er auch ſelbſt über Chriſtus, über die Apoſtel, über Luther und über alle lachen, die gleiche Begriffe hegten, weil ſich die Zeit noch nicht ſo geſtaltet hatte, daß ſie ihnen entgehen konnten. Der Teufel ſpielt ja in der mannigfachſten Art im N. T. ſeine Rollen, wie im Talmud. D. Ueb.

ist bekannte Sache. Selbst einige Talmudisten sogar betrachteten sie mit keinem günstigen Auge. Man ersieht dies aus den bittern Ausdrücken, mit welchen sie dagegen auftraten.

„Wer die Sagen aufschreibt, ruft Rabbi Joshuah, der Sohn Levis, soll keinen Theil haben an der künftigen Welt. Wer sie erklärt, wird verbrannt werden, und wer sie erzählen hört, wird keinen Lohn empfangen!"

Einige dieser Sagen sind an sich verwerflich. Andere lassen eine Erklärung zu, sind aber, ohne solche im Stande, falsche, irrige Begriffe hervorzubringen.

Zu den erstern gehören jene übertriebenen Darstellungen von der Ausdehnung des Paradieses, dem Umfang der Hölle, der Größe des Leviathan, u. s. f.; Mährchen, die ohne Zweifel den Persern und Arabern abgeborgt sind, welchen die Juden unterworfen waren, ehe der Talmud herauskam. Alle diese Albernheiten sind der wahren (jüdischen) Religion eben so entgegen, als dem gesunden Menschenverstande.

Eine andere fruchtbare Quelle von falschen Vorstellungen entsprang indessen aus jener angebornen Hinneigung zum Wunderbaren, aus ihr, welche ungebildeten Geistern so gemein ist, deren sich aber die alten Rabbiner manchmal bedienten, blos um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu wecken. Ein ganz besonderes Beispiel der Art haben wir von

Rabbi Jehudah dem Heiligen. Er predigte einmal vor einer großen Menge Volkes und bemerkte, daß viele darunter schläfrig waren oder müde schienen. Dem Wunsche nachgebend, sie munter zu machen, rief er aus: „Es war ein Weib in Egypten, das gebar mit einemmale sechshunderttausend Kinder!“ Eine so ausserordentliche Behauptung mußte auch den Schlafsüchtigsten erwecken. Das Volk fuhr auf und erstaunte. Einer der Schüler vom Rabbi fragte ihn um den Sinn davon. Der Rabbi sagte ihm, er habe blos auf Jocheved angespielt. Diese gebar einen Sohn, den Moses, dessen persönlicher Werth, dessen Einfluß als erwähltes Rüstzeug Gottes, dem von sechshunderttausend andern Menschen gleich kam.

Nun laßt uns aber einmal annehmen, daß der fromme Lehrer diesen Aufschluß nicht gegeben hätte; daß der Sammler solcher Meinungen der Rabbiner diese Worte ohne Erklärung aufnahm, daß diese Behauptung also ohne Schlüssel in den Talmud kam. Was folgte dann? Ganz gewiß hätten sie die Frommen in jener finstern Zeit, als Thatsache genommen; sie hätten fest daran geglaubt, und zwar aus dem sichersten aller Gründe: Wie könnte sie sonst von so einem heiligen Manne, gleich Rabbi Jehudah, behauptet werden. Der gemeine Menschenverstand mochte immerhin das Unwahrscheinliche der Sache darthun, die schwache Stimme desselben wäre leicht zum Schweigen gebracht worden, weil man angenommen hätte, die Sache sei ein Wun-

sonders bei solchen, die blos Sache des Philosophirens, des Denkens sind, lassen sie dem Geiste freien Lauf; sie rechnen sichs also nicht, wie einige ihrer Nachkommen thun, zum Verbrechen an, von ihren Zeitgenossen, ja selbst von ihren Vorfahren darin abzuweichen. In jedem Fall darf diese abweichende Meinung nicht als ein Klagepunkt aufgeführt werden.

Man behauptet, daß die Talmudisten dem Volke durch das überlieferte Gesetz eine schwere Bürde aufgelegt hätten. Als ob sie die Erfinder desselben gewesen wären! Dies ist ja keinesweges der Fall. Es waren Gewohnheiten und Gesetze lange zuvor im Gange, ehe der Talmud und seine Urheber existirten, die im Pentateuch nicht erwähnt werden *). Es ergiebt sich dies offenbar aus den prophetischen und historischen Schriften des alten Testaments und aus dem Josephus, den apokryphischen Büchern.

So finden wir mehrere durch Ueberlieferung geheiligte Gesetze hinsichtlich des Sabbaths namentlich im Jeremias und Nehemias aufgeführt. (Jerem. XVII. 21, 22. Nehemias XIII. 15 ff.)**).

*) Wie viel dergleichen hat nicht jede der christlichen Religionsparteien, von denen Christus und seine Apostel kein Wort wissen. Besonders gilt dies von der katholischen Kirche! Fasten, Beichten, Beten, Ceremonien bei der Taufe, letzte Oelung u. s. f.
D. Ueb.

**) Beide Stellen beweisen nicht, was Hr. H. darin zu finden glaubt. Jeremias und Nehemias wollen ja

Die vier Hauptfaſten hat Zacharia, (VIII. 19.)

Daß man ſich verſchiedner von den Heiden bereiteter Speiſen enthielt, iſt im Daniel aufgeführt, wo auch die drei täglichen Zeiten des Gebets erwähnt werden. (Dan. I. 8. IV. 10.)

Die Gewohnheit, vor der Mahlzeit zu beten, wird im Samuel berührt. (1. Sam. IX.) Auch Joſephus erwähnt derſelben; die egyptiſchen Prieſter und Diener, erzählt er, (Antiq. XII.) deren Geſchäft es war, dem König bei der Mahlzeit aufzuwarten, wurden ihres gewöhnlichen Dienſtes entbunden und der König ließ den jüdiſchen Prieſter holen, den Segen zu ſprechen. Dieſer erhob ſich und dankte dem Herrn für die Speiſen, welche ſie zu genießen im Begriffe waren und ſchloß mit einem feurigen Gebete zum Himmel für den König und das Volk *).

Ein Geſetz, nicht das Oel zu gebrauchen, das die Heiden bereitet hatten, wurde ſpäterhin abgeſchafft, fand aber ſchon zu den Zeiten der Macedoniſchen Eroberung ſtatt. (Joſeph. Antiq. XII.) **).

---

nur die verletzte Sabbathfeier, wie ſie vor Moſes Geboten war, wiederherſtellen.

D. Ueb.

*) Eine brauchbare Ueberſetzung des XI. und XII. Buchs der jüd. Alterth. des Joſephus iſt ſo eben vom O. Rabbiner Landau in Prag erſchienen. Die hierher gehörige Stelle findet ſich S. 107.

D. Ueb.

**) In der angeführten Ueberſ. S. 114. D. U. Wegen

sonders bei solchen, die blos Sache des Philosophirens, des Denkens sind, lassen sie dem Geiste freien Lauf; sie rechnen sichs also nicht, wie einige ihrer Nachkommen thun, zum Verbrechen an, von ihren Zeitgenossen, ja selbst von ihren Vorfahren darin abzuweichen. In jedem Fall darf diese abweichende Meinung nicht als ein Klagepunkt aufgeführt werden.

Man behauptet, daß die Talmudisten dem Volke durch das überlieferte Gesetz eine schwere Bürde aufgelegt hätten. Als ob sie die Erfinder desselben gewesen wären! Dies ist ja keineswegs der Fall. Es waren Gewohnheiten und Gesetze lange zuvor im Gange, ehe der Talmud und seine Urheber existirten, die im Pentateuch nicht erwähnt werden *). Es ergiebt sich dies offenbar aus den prophetischen und historischen Schriften des alten Testaments und aus dem Josephus, den apokryphischen Büchern.

So finden wir mehrere durch Ueberlieferung geheiligte Gesetze hinsichtlich des Sabbaths namentlich im Jeremias und Nehemias aufgeführt. (Jerem. XVII. 21, 22. Nehemias XIII. 15 ff.) **).

*) Wie viel dergleichen hat nicht jede der christlichen Religionsparteien, von denen Christus und seine Apostel kein Wort wissen. Besonders gilt dies von der katholischen Kirche! Fasten, Beichten, Beten, Ceremonien bei der Taufe, letzte Oelung u. s. f.

Die Ueb.

**) Beide Stellen beweisen nicht, was Hr. H. darin zu finden glaubt. Jeremias und Nehemias wollen ja

Die vier Hauptfaſten hat Zacharia, (VIII. 19.)

Daß man ſich verſchiedner von den Heiden bereiteter Speiſen enthielt, iſt im Daniel aufgeführt, wo auch die drei täglichen Zeiten des Gebets erwähnt werden. (Dan. I. 8. IV. 10.)

Die Gewohnheit, vor der Mahlzeit zu beten, wird im Samuel berührt. (1. Sam. IX.) Auch Joſephus erwähnt derſelben; die egyptiſchen Prieſter und Diener, erzählt er, (Antiq. XII.) deren Geſchäft es war, dem König bei der Mahlzeit aufzuwarten, wurden ihres gewöhnlichen Dienſtes entbunden und der König ließ den jüdiſchen Prieſter holen, den Segen zu ſprechen. Dieſer erhob ſich und dankte dem Herrn für die Speiſen, welche ſie zu genießen im Begriffe waren und ſchloß mit einem feurigen Gebete zum Himmel für den König und das Volk*).

Ein Geſetz, nicht das Oel zu gebrauchen, das die Heiden bereitet hatten, wurde ſpäterhin abgeſchafft, fand aber ſchon zu den Zeiten der Macedoniſchen Eroberung ſtatt. (Joſeph. Antiq. XII.) **).

---

nur die verletzte Sabbathfeier, wie ſie vor Moſes Geboten war, wiederherſtellen.

D. Ueb.

*) Eine brauchbare Ueberſetzung des XI. und XII. Buchs der jüd. Alterth. des Joſephus iſt ſo eben vom O. Rabbiner Landau in Prag erſchienen. Die hierher gehörige Stelle findet ſich S. 107.

D. Ueb.

**) In der angeführten Ueberſ. S. 111. D. U. Wegen

Da nun von allen dergleichen Gewohnheiten und Verordnungen nicht gesagt wird, daß sie eben im Augenblicke oder kurz vorher eingeführt waren, so mußten sie aus frühern Zeiten abstammen und nur durch Ueberlieferung bekannt sein. Wie kann man nun mit einigem Grunde behaupten, daß die Talmudisten sie dem Volke aufgelegt hätten?

Es ist aber auch nicht gegründet, daß sie alle durch Ueberlieferung bestehenden Gesetze dem Moses zugeschrieben hätten. Sie haben im Gegentheil ausdrücklich gestanden, daß viele dieser Verordnungen und Anordnungen in spätern Zeiten gemacht worden sind. Nur solche Erläuterungen und Erklärungen schrieben sie gleich dem Gesetzgeber unmittelbar zu, welche von undenklichen Zeiten herstammten.

Und in der That wird jeder, der den mosaischen Cober mit Aufmerksamkeit liest, bald überzeugt sein, daß solche Erläutetungen ursprünglich stattge-

---

ihres Muthes und ihrer Treue, ihrer Kriegskunst benehmen sich Syriens Könige gegen die Juden sehr freigebig. Selencus, mit den Beinamen Nicanor, gab ihnen die Rechte und Freiheiten der Bürger nicht blos in Antiochien, sondern auch in mehrern andern Städtchen Asiens und Niedersyriens. Da den Juden der Gebrauch fremden Oels verboten war, so mußten die Aufseher der Gymnasien den (darin gymnastische Uebungen treibenden) Juden den Geldwerth statt desselben geben, um sich mit Oel von ihren Glaubensgenossen salben. II.

finden haben müssen. Es waren nämlich jene Gesetze nicht blos für das sittliche Leben einzelner Menschen, sondern für die Leitung mannigfacher Verhandlungen bei einem ganzen Volke gegeben. Nun sind alle Gesetze ihrer Natur nach allgemeine Vorschriften und können blos in allgemeinen Ausdrücken gegeben werden. Der Gesetzgeber kann unmöglich die mancherlei Fälle bezeichnen, auf welche sie angewendet werden sollen; auch kann er nicht jeden Fall bestimmen, der sich ihm darbietet, weil dies nur mit Worten geschehen könnte, welche hinwiederum der richtigen Bestimmung ermangeln mußten, so daß er ins Unendliche ausschweifte. Er kann also nur allgemeine Vorschriften geben und muß die Anwendung und Erläuterung derselben der gerügneten Gelegenheit oder dem gesunden Sinn derer überlassen, welche die natürlichen Wächter des Gesetzes sind. Wenn z. B. also das Gesetz den siebenten Tag als einen Tag der Ruhe anordnet, so darf es nicht sagen: Du sollst nicht bauen, nicht säen, nicht erndten an diesem Tage, sondern: „An ihm sollst du keinerlei Art von Arbeit verrichten!“ Nun aber bestimmt das Gesetz nicht, welche einzelne Handlungen als Arbeit zu betrachten sind und doch kann leicht die Frage entstehen: Ist Schreiben, Spielen eines musikalischen Instruments und manche andere Handlung von gleicher Beschaffenheit im Worte Arbeit mit inbegriffen oder nicht?

Wo eine Verletzung vorfiel, sagt das Gesetz:

Du sollst geben Auge für Auge, Zahn für Zahn u. s. f. Ist dies nun im buchstäblichen Sinne zu nehmen, wie die Caraiten wollen? Oder ist es als Geldstrafe zu deuten, wie die Talmudisten in schicklicherer Art es verstehen? Wenn wir die erstere Auslegung gelten lassen, was muß denn nun geschehen, falls ein einäugiger Mann das Auge eines zweiäugigen zerstört oder ein zweiäugiger das eines einäugigen? Oder, was noch schwieriger zu entscheiden wäre, wenn der Angreifer blind ist? Lassen wir die letztere Meinung annehmen, so fragt es sich, in welcher Weise die Verletzung zu schätzen sei.

So sagt das Gesetz wiederum: „Und du sollst sie binden als ein Zeichen auf die Hand und als ein Denkmal vor deinen Augen!" (2 B. Mos. VI. 8.) Natürlich fragt man hier; was ist unter dem Worte Zeichen, (von den in den vorausgehenden Versen enthaltenen Geboten verstanden) und unter Denkmal zu suchen? Wollte man aber nun annehmen, daß der Gesetzgeber, der vierzig Jahre lang immer unter dem Volke sich aufhielt, solche Verordnungen und Vorschriften, die auf den mittelbaren Gebrauch Bezug hatten, unerklärt gelassen hätte, so wäre es ebenso unvernünftig, als wenn man meinte, er habe jeden möglichen Fall festgesetzt, auf welchen an sich nur allgemeinere Gesetze angewendet werden konnten.

Geben wir nun dies zu, wo bleibt denn da die große Unwahrscheinlichkeit, daß es künftigern Ge-

ſchlechtern immer weiter überliefert worden ſein, beſonders, wenn wir bedenken, daß ein ganzer Stamm angewieſen war, über das Geſetz zu wachen, es dem Volke zu lehren; daß die meiſten dieſer Geſetze mit den gewöhnlichen Beſchäftigungen des Lebens verwoben waren und zwar vielleicht auch beſonders deshalb, um immer in Anſehen zu bleiben. Doch dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt doch gewiß, daß der größere Theil des Volkes ſtreng an die moſaiſchen Geſetze feſthielt und hauptſächlich von Esra's Zeit an bis zu Zerſtörung Jeruſalems dadurch regiert ward. Wie wurde nun in dieſen Zeiten das geſchriebene Geſetz verſtanden? Wie ward es verwaltet? Wie auf die zahlreichen Fälle angewendet, welche während des Fortbeſtehens des jüdiſchen Staats eintraten? Wie wurde es bei Hochzeiten, Eheſcheidungen, Erbſchaften gehalten, welche Fälle alle, aber freilich nur kurz im geſchriebenen Geſetz bemerkt ſind? In welcher Art wurden die vielen gerichtlichen Fälle entſchieden, die im Pentateuch nicht ausdrücklich vorkommen? Kurz, was galt damals für den am meiſten angenommenen Gebrauch?

Die Belehrung darüber kann nur in der Miſhnah, den Miſh-na-Yoth, den Wiederholungen oder dem nachfolgenden Geſetze, gefunden werden; ein Werk, deſſen Stil und Anordnung wohl darthut, es ſei von einem großen Geiſte geordnet. Sein Verfaſſer, Rabbi Jehudah der Heilige, der während der Regierung des

frommen Antonius und des Markus Aurelius lebte, sammelte alle durch Ueberlieferung bestehende Gesetze und ordnete sie in diesem berühmten Werke zusammen.

Daß er aber gar nicht die Absicht hatte, seinem Geschlechte oder den künftigen damit eine Vorschrift zu geben, geht daraus hervor, weil er erstlich bei allen streitigen Gegenständen die Namen aller hinzufügt, welche dafür oder dagegen waren, wenn auch die Mehrzahl auf der ersten Seite stand, und zwar, wie es in seinem Werke ausdrücklich heißt, zu dem Zwecke, daß, wenn in einer künftigen Periode ein dazu berechtigter Richterstuhl die Meinung eines solchen einzelnen Mannes der bisherigen Mehrzahl vorziehen sollte, er dazu die Freiheit hätte. Zweitens ergiebt es sich aus der Einschaltung von Gesetzen, welche zu seiner Zeit gar nicht mehr beobachtet werden konnten, ich meine nämlich alle, welche auf die Opfer und den Tempeldienst Bezug haben.

Ueberhaupt ging er gar nicht ohne heftigen Widerwillen an dies wichtige Werk. Er und seine Gehülfen wußten recht gut, daß sie, indem sie es unternahmen, das Gesetz brachen und betrachteten es auch aus diesen Gesichtspunkte. Man hielt es nämlich bis dahin für unverletzlichen Grundsatz, daß Dinge, welche durch mündliches Wort überliefert werden sollten, nicht der Schrift anvertraut werden dürften. Außerdem hatte der göttliche Gesetzgeber, der vielleicht die Uebel voraussah, welche aus einer

zu großen Mengen Gesetze entstehen müßten, ausdrücklich eingeprägt: „Ihr sollt nichts zu dem Worte thun, das ich euch gebiete, noch sollt ihr etwas daran vermindern, auf daß ihr bewahren mögt die Befehle des Herrn, welche ich Euch befohlen habe. (VI. Mos. IV. 2.) Das Gesetz sollte von allen gelesen und von denen gelehrt, erklärt werden, welche dazu am meisten berechtigt waren. Die besten und weisesten im Volke sollten es verwalten, und jeden streitigen Punkt zu entscheiden war Sache des höchsten Richterstuhls. Doch auch solche Entscheidungen sollten nicht niedergeschrieben werden, als ob damit ein besonderes Ansehen verknüpft wäre. Vielleicht waltete eben die Absicht dabei vor: sie nicht zu einer Richtschnur zu machen. Es konnten nämlich immerhin die Grundsätze dieselben bleiben, aber die Umstände sich verändern.

Genug der Auftrag, die überlieferten Gesetze niederzuschreiben und ihnen ein gewisses Ansehen zu geben, war mit Recht als ein Bruch des Gesetzes zu betrachten. Allein der fromme Patriarch Israels sah sich in sehr in Verlegenheit bringenden Umständen und hatte nur unter zwei Uebeln die Wahl. Das Volk erholte sich eben von der schrecklichen Verfolgung, welche es unter Hadrian erduldet hatte. Seine Lehranstalten waren zerstört, die Schüler zerstreut, die gelehrtesten Männer getödtet. Die Religion sank immer tiefer und tiefer und war in Gefahr ganz zu verschwinden. Rabbi Jehudah kannte den Geist der Zeit und den Charakter von

Israels Unterdrückern zu gut, um zu glauben, daß die Ruhe, welche den Ueberbleibseln des Volkes zu genießen erlaubt war, immer bleiben und dauern könne. In dieser Lage mußte er auf der einen Seite fürchten, daß die Kenntniß des Gesetzes ganz verloren ginge und sah auf der andern, wie die Uebertretung eines Gesetzes nöthig wurde. Er wählte also das letztere als kleineres Uebel, weil der Verlust eines einzelnen Gliedes der Zerstörung des ganzen Körpers vorzuziehen ist.

Der Riß hatte Statt gefunden; er wurde bald erweitert. Einige Schüler und Nachfolger des gelehrten Rabbis fertigten bald andere Werke, theils als Nachträge, theils als Erläuterungen. Indessen stand die Mishnah doch immer als Hauptquelle und Vereinigungspunkt des überlieferten Gesetzes da, und wurde nun — ein Lieblingsgegenstand des Studiums. Allein sie war in der hebräischen Sprache verfaßt, die schon damals nur eine gelehrte geworden war. Auch hatten sich viele fremde Worte eingemischt und da der Stil äußerst gedrängt war, so bedurfte es der Bildung und Gelehrsamkeit, um sie zu verstehen. Die Gelehrten in dieser und der folgenden Zeit machten es sich zu einem Hauptgeschäft, öffentlich darüber Vorträge zu halten. Sie erklärten die schwierigen Wörter, erläuterten, was etwa dunkel war, setzten die Grundsätze fest, auf welchen ihre Entscheidungen beruhten und die Gründe, auf welche sich viele darin angeführten entgegengesetzten Meinungen stützten.

Dieſe Erklärungen u. ſ. w., nebſt Beſtimmungen über zahlreiche neue Fälle, welche von Zeit zu Zeit vorgekommen waren, desgleichen viele Verordnungen und Verfügungen, welche von den Behörden der verſchiedenen Gemeinen ergingen, wurden von Privatperſonen und in ſpätern Zeiten aufs neue geſammelt: unter den Namen Gemara, oder das Ende, der Schluß, die Frucht. So entſtanden zwei Werke. Das eine iſt bekannt unter dem Titel: der Talmud Jeruſalems; das andere: der Talmud Babylons. Rabbi Jochonan, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts lebte, wird für den Verfaſſer des erſtern gehalten. Der letztere ſoll von Rabbi Aſei und einigen ſeiner unmittelbaren Nachfolger im Anfange des ſechsten Jahrhunderts geſammelt ſein, doch hat man ſtarke Gründe zu der Meinung, daß beide Werke verſchiedene Zuſätze in ſpätern Zeiten erhielten. An ſich beſteht der Talmud aus der Miſhnah und der Gemara; jene kann als Text, dieſe als Erläuterung angeſehen werden.

Ohne Rückſicht auf viele philoſophiſche Meinungen, moraliſche Grundſätze und Erzählungen enthalten beide das Ganze des überlieferten Geſetzes, und beſtehen erſtlich aus Erläuterungen des geſchriebenen Geſetzes, und den darauf begründeten Gebräuchen, welche ſich undenklichen Ueberlieferungen, in Betreff derer kein Zweifel je obwaltete, von welchen ſtets geglaubt wurde, daß ſie urſprünglich dem göttlichen Geſetzgeber eröffnet wurden. Sie

mußten nach ihrer Natur nothwendig ihre Stütze in den frommen Männern finden, welche dieselben der Nachkommenschaft überlieferten.

Sie bestehen zweitens aus solchen, die im geschriebenen Gesetze begründet und durch richtige Folgerungen, Analogie, und auf verschiedene andere Art abgeleitet sind. Diese beruhen freilich auf einem ganz andern Grunde. Da sie blos Folgerungen des Denkvermögens sind, so wird ihre Gewißheit von dem richtigen Schlusse, von der Art abhängen, in welcher sich die ihnen zur Stütze dienenden Schlüsse darstellen.

Es finden sich drittens Verordnungen und Vorschriften, welche weise, fromme Männer für ihre verschiedenen Zeiten in Gestalt von Verböten oder Einschränkungen des Gesetzes gaben; z. B. um das Volk von Abgötterei und andern Sünden abzuhalten; und die nun mit den übrigen Ueberlieferungen fortgegangen waren. Das Richtige dergleichen mußte von den Zeitumständen abhängen, unter welchen sie zum Vorschein kamen, ihre Aechtheit beruhte auf demselben Grunde, den die in der ersten Klasse genannten hatten.

Wie wenig es in der Macht irgend eines Menschen, oder einer Gesellschaft von Männern lag, mochten sie auch noch so fromm, so gelehrt, so weise sein, die Nachkommen in Sachen des Gewissens zu fesseln; wie wenig aber auch ihre Absicht dahin gerichtet war, daß solche Anordnungen und Verfügungen für uns ein wesentlicher Bestandtheil

der Religion unter Umständen seyn sollten, die ganz von denen verschieden waren, unter denen sie zuerst zum Vorschein kamen; und ob diese frommen Männer, wenn sie jetzt lebten, die Nothwendigkeit einsehen würden, einige derselben abzuschaffen, besonders wenn solche Verfügungen, statt das Gesetz zu erhalten, demselben nachtheilig zu werden trachten? — Das alles sind Fragen, welche, wenn sie nicht gleich die Antwort mit sich führen, eine nöthig machten, die mit den Gränzen und mit dem eigenthümlichen Gegenstand dieser Untersuchung nicht verträglich bleiben würde.

Die vorausgeschickten Bemerkungen zeigen deutlich, daß die Absichten der Sammler jener Ueberlieferungen lobenswerth waren. Sie konnten nicht den Mißbrauch voraussehen, zu welchen ihre Werke in den folgenden Zeiten Veranlassung geben würden. Auch kann man sie vernünftigerweise nicht dafür verantwortlich machen. In keinem Falle aber darf man sie mit jener Härte behandeln, die sich so viele Schriftsteller erlauben; die, wollen wir liebevoll hoffen, nicht sehr gewahr wurden, wie viel Antheil an jenen Fehlgriffen diese gewissenlose Verfolgung ihrer eignen Glaubensgenossen, der Mangel, die Versagung jener gewöhnlichen Vortheile, die der Staat gewährt, und aller jener Antriebe zu geistigen Beschäftigungen, hatten, womit Abrahams Söhne kämpfen mußte.

Man hat gesagt, daß viele dieser Gesetze gegen die Menschheit streiten. Ich gebe zu, daß der

Talmud, mehrere Stellen enthält, welche gegen die abgöttischen Heiden gerichtet sind und sich nicht mit den Aussprüchen einer leidenschaftlosen Vernunft einigen. Sie können von keinem menschlich fühlenden Mann als allgemeine Grundsätze, oder in sofern man die Veranlassungen nicht kennt, wodurch sie entstanden, vertheidigt werden. Es sind diese Stellen um so merkwürdiger, da sie in offenbarem Widerspruche gegen die Menschenliebe, und überhaupt mit dem guten Willen gegen Alle streiten, die wir im Talmud so kräftig empfohlen finden. Doch bevor wir das Verdammungsurtheil über die Verfasser dieses Werkes aussprechen, wollen wir nur bedenken, wer die Leute waren, gegen welche diese harten Aussprüche ergingen.

Laßt uns nicht vergessen, daß sie als unversöhnliche Feinde der Hebräer dastanden, daß sie das heiligste Heiligthum besudelten; das Land zur Wüste machten, die Bewohner niedermetzelten und Israel mit Jammer erfüllten. Mag der Leser eine Ansicht hegen, welche er will, und das Buch der Maccabäer lesen: dann soll er sich einen Augenblick als einen jener unglücklichen Israeliten denken, die den bittern Kelch des Jammers bis auf die letzten Hefen trinken mußten. Er soll sich vorstellen, wie er sein Land wüste liegen, wie er mit eignen Augen, einen ehrwürdigen Vater im Blute schwimmen, eine geliebte Mutter oder eine Lieblingsschwester am Baum hängen sieht, die unschuldigen Kindlein rings um ihren Hals, und das alles nicht etwa

eines Verbrechens wegen, blos weil sie fest an dem Glauben ihrer Väter hingen: laßt ihn das alles sehen und dann die Hand aufs Herz legen —, sagen, gewissenhaft sagen, was er von solchen Heiden, solchen wilden Ungeheuern denken würde, die mit teufelmäßiger Grausamkeit über ein friedfertiges, harmloses Volk herfielen, und dann mag er den Grad der Strenge bestimmen, womit er die alten Weisen Israels tadeln kann, daß sie einige harte Gesetze gegen solche erbarmungslose Feinde gaben, was vielleicht in demselben Augenblicke geschah, wo ihre Wunden noch fortbluteten*).

*) Die Feinde des jüdischen Volkes meinten nun allerdings, daß dergleichen Stellen in den Synagogen, bei Privatandachten, von Heiden gesagt, von den Christen gemeint würden. Möglich, daß sie wenigstens sonst, häufig Recht hatten, die Christen aber dürften darum nicht sehr klagen. Sind die von ihnen ausgegangenen Verfolgungen der Juden nicht in allen europäischen Ländern, eben so schrecklich gewesen, wie die, welche die syrischen Könige erregten? Hat die Inquisition in Spanien nicht gleich Tiegern gegen sie gewüthet. Ist das Verfahren in Rom jetzt noch das vernünftiger Christen? Ist nicht jetzt wieder in Valentia ein Jude gehenkt worden, weil er ein Jude war? Muß nicht in Deutschland der gebildete Jude erbittert werden, wenn man seinem Streben nach Vervollkommnung offenbare, gewaltsame Hindernisse in den Weg legt, ihn zwingt, hebräisch zu beten, oder ein Christ zu werden? Ihm es verweigert, seine Tochter einem christlichen Jünglinge zum

Doch denke man über dergleichen Gesetze, wie man will, aber vergesse nicht, daß sie von andern, die einen menschenfreundlichen Charakter tragen, in vollem Grade wieder ausgeglichen werden.

Es ist unsere Pflicht, sagt der Talmud, den Armen unter den Heiden zu nähren, gleich denen aus unserm Volke. — Wir müssen ihre Kranken besuchen, ihnen Hülfe leisten, ihre Todten begraben. — Die Heiden, welche außer dem Lande Israels wohnen — betrachte nicht als Götzendiener, da sie nur der Sitte ihrer Väter folgen!"

Die frommen Männer unter den Heiden, sagt Rabbi Josbua, werden ihren Antheil in der künftigen Welt haben!"

Solche menschenfreundliche und ähnliche Gesinnungen wurden übersehen, während einige feindselige aufgesucht und in einem recht grellen falschem Lichte dargestellt wurden.

Weide zu geben, oder ein christliches Mädchen zu heirathen? Redet nicht ihr Christen, wenn ihr, bei solchem Drucke, keine Liebe findet; wenn der Haß gegen euch obwaltet, wenn dieser bei Stellen, die ein anderes Geschlecht meint, euch unwillkührlich in den Sinn nimmt! Wie die Saat so die Erndte! Euer Fanatismus, euer Wahn, daß Euch Gott allein offenbart hat, was er allen lehrte, die seine Werke anschauen wollen, hat Eure Väter zu tyrannischen Verfolgern und Euch zu Heuchlern gemacht!

D. Ueb.

So wahr ist es, daß:

Die böse Sitte eines Menschen lebt im Erz
Und seine Tugend spricht in Wasserfarbe!

Die Talmudisten werden auch beschuldigt, ihre Worte höher als die Bibel zu schätzen, und die Mishnah, den Talmud, ihr vorzuziehen. Die Verläumder der erstern bemühen sich, ihre alberne Klage aus zwei Stellen aus dem Talmud zu erhärten. Eine lautet nach ihrer Darstellung: „Wer die Bibel studirt, thut, was weder Tugend noch Laster ist. Wer die Mishnah studirt, vollbringt etwas Tugendhaftes und bekommt in dem Betracht einen Lohn. Wer aber die Gemara studirt, thut was die größte Tugend heißen mag. Die andere heißt: „die Bibel gleicht dem Wasser; die Mishnah dem Wein und der Talmud gewürztem Wein."

Aus diesen Stellen hat man nun geschlossen, daß die Talmudisten ihre Worte der Schrift selbst vorzögen. Wie man aber so eine Folgerung leicht daraus ziehen kann, sehe ich nicht ein. Was nämlich die erste Stelle betrifft, so ist die erste Hälfte derselben, offenbar mißverstanden. Das Original sagt nicht: wer die Bibel studirt, thut, was weder Tugend noch Laster ist, sondern: wer die Schrift studiret, thut, was weder für Tugend noch Laster zu halten ist; d. h. die Kenntniß der Schrift ist für jeden Israeliten unumgänglich nothwendig, daß diejenigen, welche sich damit beschäftigen, sich gar kein besonderes Verdienst daraus machen dürfen; sie thaten blos ihre Schuldigkeit. „Die aber,

welche die Mishnah studiren, (nicht etwa mit Ausschluß der Bibel, wie jene Schriftsteller uns überreden wollen, sondern noch außerdem) thun etwas Verdienstliches, wofür sie einen Lohn erwarten dürfen, weil eine Kenntniß derselben nicht durchaus für jeden, sondern nur für solche nöthig ist, welche ihre Brüder zu lehren bestimmt sind, weil sie auch nicht ohne großen Fleiß und viele Anstrengung studirt werden kann. Das Studium des Talmuds, außer dem der vorigen, ist aus gleichem Grunde noch rühmenswerther. Die zweite angeführte Stelle schließt dieselben Gedanken in sich. Die Schrift wird mit Wasser verglichen; Wasser ist zur Erhaltung eines jeden Wesens unumgänglich nothwendig, und so auch die Schrift. Die Mishnah gleicht dem Weine; Wein ist sehr willkommen, aber nicht unumgänglich nothwendig. Noch weniger ist es gewürzter Wein, womit der Talmud verglichen wird; obschon der, welcher alle drei Dinge im Ueberfluß besitzt, glücklich gepriesen werden mag.

Daß dies in der That die Meinung der Talmudisten war, geht aus ihren Behauptungen hervor, welche keiner Misdeutung fähig sind. Im fünften Jahre des Lebens, sagt die Mishnah, laß das Kind anfangen, die Schrift zu lesen, und soll es damit fortfahren bis zum zehnten Jahre, dann mag es die Mishnah zu studiren anfangen. Im funfzehnten soll es die Gemara beginnen."

Wahr ist es allerdings, daß dies weise System des Unterrichts in den folgenden Zeiten, besonders

in den letzten fünf Jahrhunderten, und wiederum besonders in den Ländern umgedreht worden ist, wo die unglücklichen Söhne Israels am meisten verachtet und unterdrückt waren. Statt die ersten der Erziehung angewiesenen fünf Jahre auf das Lesen der Schrift zu beschränken und das Lesen der Gemara oder des Talmuds dem funfzehnten Jahre anzuweisen, hielt man es für geeignet, jene erste Periode abzukürzen, um die zweite auszudehnen, früher anzufangen. Man schloß die Bibel nicht ganz aus, lehrte sie aber in so unerbaulicher Art, daß die Schulen nur wenige der großen und wichtigen Wohlthaten daraus zogen, welche sie so reichlich mitzutheilen vermag. Grammatik, Geschichte und manche andere nützliche Zweige des Wissens wurden nicht blos vernachlässigt, sondern verachtet, und die Kinder waren im achten oder neunten Jahre kaum durch den Pentateuch oder auch nur einige Theile desselben gekommen, als man sie zu dem schwierigen Studium des Talmuds anhielt, und zwar ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten und künftigen Aussichten. Sie vergeudeten so ihre kostbaren Tage und wohl gar die Nächte. Kurz, es schien, als ob die thörigten Lehrer von Israels Kindern, die Absicht hätten, das ganze Volk in Rabbiner zu verwandeln! — Rabbiner, nicht gleich denen der alten Tage, oder auch der spätern, wo Aben Esra, Maimonides ꝛc. lebten, welche außer ihren ausgebreiteten biblischen und rabbinischen Kenntnissen noch in Wissenschaften und allen Kenntnissen der Zeit wohlerfah-

ren waren, worin sie glänzten, sondern gleich denen der niedern Art, deren Hauptverdienst, deren einziges Verdienst blos in der Kenntniß des Talmuds und des sonst dazu Gehörigen bestand. Diese guten Leute bedachten nicht, daß ein ganzes Volk von Rabbinern gerade so viel werth sei, als eine ganze Nation von Schuhmachern oder Advokaten.

Daß in diesen traurigen Zeiten, die Kenntniß des Talmuds wo nicht höher, doch mindestens eben so nöthig erachtet wurde, als die der Bibel; daß man mehr Zeit, mehr Mühe, auf die erstere, wie auf die letztere wendete, sind eben so beklagenswerthe, als begründete Thatsachen. Ihnen arbeiteten Mendelssohn und sein gelehrter Freund, Hartog Wesely, mit aller Kraft entgegen, denn sie sahen den Nachtheil davon ein. Darum und um seine Brüder von dem verdorbenen Gemisch zu entwöhnen, das sie in den Tagen der Bedrückung aufgenommen hatten, schrieb der Erstere seine treffliche deutsche Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen; der letztere gab mehrere Arbeiten heraus, worin er das Verwerfliche des damals gewöhnlichen Erziehungs-Systems zeigte und ein vernünftigeres empfahl. Beide ausgezeichnete Männer hatten mit großen Hindernissen zu kämpfen, denn das Volk war noch nicht hinreichend aufgeklärt, das außerordentliche Verdienst ihrer Wohlthaten zu würdigen. Die Bigotterie jener Tage stand gegen die zwei großen Lehrer Israels auf, und belohnte ihre vielen Verdienste mit dem Namen eines Ketzers, behan-

heißt, sie als Ketzer; doch die Wahrheit fand allmählich ihren Weg und siegte zuletzt. Den Bemühungen jener zwei frommen Weisen, an welche sich das lobenswerthe Streben mancher gelehrten Juden und edelgesinnter Christen anschloß, verdanken die Israeliten in Deutschland und Holland einem großen Theile nach, die schnellen Fortschritte in Wissenschaften, Künsten, Kenntnissen, wodurch sie sich auszuzeichnen anfangen.

Allein wahr und beklagenswerth bleibt doch auch, daß noch viele Fanatiker unter den Juden sind, welche die frühern Ansichten nähren, welche recht gern ihre Brüder wieder in den Abgrund des Aberglaubens, der Unwissenheit, stürzen möchten, in den sie durch zusammengehäuftes Elend, durch Druck, durch Absonderung und falsche Leitung gerathen waren und aus dem nun das Volk im allgemeinen ziemlich emporgestiegen ist. Diese irregeleiteten Männer betrachten noch immer jene thörigte Erziehungsweise als das Beste aller Systeme. Sie empfehlen mit Nachdruck die Wiedereinführung derselben, und schauen mit bösem Blicke auf alle Lehrer der Jugend, die Verstand genug haben, sie davon abzuleiten. Das ist alles leider nur zu wahr. Doch, diese Fehler können nur nicht, wenn man einigermaßen gerecht sein will, dem Talmud zugeschrieben werden. Er empfiehlt ja, wie wir vorhin zeigten, die Schrift als den ersten Gegenstand, als die Grundlage aller Weisheit, und der ganze Inhalt dieser

Bücher beweißt, daß die heiligen Bücher in der größt möglichen Achtung ſtanden.

Allerdings muß es ſonderbar ſcheinen, aber wahr bleibt es demohngeachtet, daß gerade jene Achtung zu der Neigung Anlaß gab, den heiligen Text in der Abſicht zu zergliedern, einen verborgenen Sinn zu finden, wodurch denn oft jene wunderlichen Auslegungen und ſonderbaren Vermuthungen zum Vorſchein kamen, welche man den Talmudiſten nicht ſelten zum Vorwurf gemacht hat.

Dieſe alten Ausleger der Bibel waren nämlich überzeugt, und des feſten Glaubens, daß in ihr, außer der geraden, in die Augenfallenden Meinung noch geheime, verborgene Wahrheiten, darin ſeien. Sie meinten: in einem ſo heiligen Buche, das aus der Quelle aller Weisheit käme, könne unmöglich ein überflüſſiges Wort, und ein überflüſſiger Buchſtabe oder eine grammatiſche Abweichung ſein. Wenn folglich ſo etwas vorliege, müſſe es abſichtlich aufgenommen ſein, um irgend eine unbekannte Wahrheit zu bedeuten.

Da die Bibel ein Buch des Unterrichts ſei, das nicht blos das Herz beſſern, ſondern auch den Verſtand aufklären ſolle, ſo vermutheten ſie ferner, daß alles, was man unter dem Worte Kenntniß verſtehe, darin enthalten ſein müſſe. Darum bemühten ſie ſich, ihre philoſophiſchen Anſichten dem Texte einzuverleiben. Sie waren feſt überzeugt, daß die inſpirirten Schriftſteller ihre Urſache gehabt hätten,

die einzelnen Worte zu wählen, ihre Lehren so oder so zu ordnen, die Abschnitte folgen zu lassen, wie sie stehen, wenn auch anscheinend kein Zusammenhang statt findet. Dies alles bemühten sie sich zu entdekken und es gelang ihnen oder mißlang ihnen nach dem Maße ihrer verschiedenen Fähigkeiten oder nach Beschaffenheit der Dinge, die sie zu finden suchten.

Nun muß man freilich bekennen, was schon von uns geschah, daß sie bei solchen Forschungen oft die Gränzen einer richtigen Critik überschritten. Allein läugnen läßt sich doch nicht, daß manche ihrer Folgerungen und Erklärungen höchst sinnreich sind und die meisten einen sittlichen Endzweck haben. Einige Beispiele werden dies deutlich machen, und den Lesern überhaupt eine Vorstellung von diesen so genannten Forschungen oder Untersuchungen beibringen.

1) Das Gesetz oder der Pentateuch fängt mit dem Buchstaben Beth (ב) an. Warum? Weil, sagt der Sohn des Kafra, dieser Buchstabe als ein Zahlbuchstabe gedacht, die Zahl Zwei enthält und der göttliche Schriftsteller damit anzudeuten wünschte, daß es zwei Welten gäbe; eine körperliche, worin wir leben und uns bewegen, die Schöpfung, welche er eben schildern will; und eine geistige, die Welt der Seligkeit, welche wir einst genießen sollen.

2) Weil, sagt ein anderer Rabbiner, die Gestalt des Buchstabens ב einen auf drei Seiten eingeschlos-

ſenen Raum darſtellt, nämlich auf der vordern*) der obern und untern Seite, eine Seite aber nur offen gelaſſen iſt: ſo iſt damit zu verſtehn gegeben, daß ſo ein ſchwaches Geſchöpf, wie der Menſch, nicht nach dem grübeln darf, was vor der Schöpfung geweſen ſei, nicht was über oder unter ihm ſteht; dies alles iſt ihm unterſagt und verſchloſſen. Aber für ſeinen forſchenden Geiſt iſt darum doch ein groſſer Raum gelaſſen, nämlich von der Schöpfung an, in ſo weit es Gott gefallen hat, es ihm in ſeinem heiligen Buche zu offenbaren, oder es unſerm Blicke in dem groſſen und wunderbaren Buche der Natur darzulegen.

3) In dem erſten Capitel der Schöpfungsgeſchichte gewinnt es den Anſchein, als ſeien Himmel und Erde an verſchiedenen Tagen geſchaffen (1 B. Moſ. I. 6—10.). Aus dem 4ten Verſe des 2ten Capitels dagegen erhellt, daß ſie an demſelben Tage gemacht ſind. Iſt dies ein Widerſpruch? Nein, ſagen die jüdiſchen Philoſophen. Himmel und Erde und alles, was ſie enthalten, ward an einem Tage geſchaffen, und blos durch den Willen Gottes. Aber ihre Entwickelung fand zu verſchiedenen Zeiten ſtatt. Um dieſe überſinnliche Wahrheit der Einbildungskraft geläufig zu machen, verglichen ſie das göttliche: Es werde, mit der Handlung eines Mannes, der eine Hand voll Samen auf b.e-

*) Nach hebräiſcher Art, von der rechten zur Linken geleſen. D. Ueb.

ſchiedenen Boden ausſtreut. Der Akt des Säens iſt Sache eines Augenblicks, iſt eins. Aber das Wachſen, die Entwickelung der Pflanzen, geht nach und nach von ſtatten.

4) I B. Moſ. I. 9.: Es ſammelte ſich das Waſſer. (ye kavu hamayim.) Das Hebräiſche dem dem Worte ſammeln entſprechende Wort hätte können durch viele andere erſetzt werden. Warum wählte nun der heilige Schriftſteller gerade dieſes yekavu (יִקָּוּ)? Weil, ſagt Rabbi Aba, er damit anzeigen wollte, daß ihm (dem Waſſer) Gott ein Maaß gab, d. h. nämlich, daß die Stammſylbe dieſes Wortes, kav, von der das Ganze hergeleitet iſt, eine wagerechte, ebene Linie bedeutet; der göttliche Schriftſteller wünſcht damit kund zu thun, daß der Schöpfer dem Waſſer die eigenthümliche Neigung gab, immer die wagerechte Linie zu behaupten. Er wählt darum ein Wort, das die Vorſtellung des Sammelns und ſich wagerecht zeigen zugleich ausdrückte.

5) Im 20ſten und 21ſten Verſe des 1ſten Kapitels in der Schöpfungsgeſchichte wird angegeben, daß die Vögel aus dem Waſſer erzeugt ſeien. Im 19ten Verſe des folgenden Kapitels dagegen ſteht, daß ſie aus der Erde, aus dem Lande gemacht ſeien. Wie läßt ſich dies vereinen? Weil, ſagte ein Rabbi, dieſer ſcheinbare Widerſpruch uns lehrt, daß die Vögel aus einem Stoffe gebildet ſind, der beide Eigenheiten des Waſſers und der Erde zeigt, nämlich Schlamm oder Moraſt bedeutet. Oder aber,

daß der Allmächtige dem befiederten Geschlechte, eine verschiedene Gestaltung gab, je nach dem Elemente, in welchem sie zu leben bestimmt waren.

6) „Und Gott bildete den Menschen.“ steht 1B. Mos. II. 7.) Das Hebräische diesem entsprechende Wort und bildete יצר wird allemal so oft es vorkommt mit einem י oder jod geschrieben, nur dies einmal findet man es gegen die Regel der Rechtschreibung mit zwei jods יי geschrieben. Welche Ursache ist hierbei zu suchen? Weil, sagt Rabbi Jose, hierdurch auf zwei Schöpfungen angespielt wird, einmal auf die von Adam, und dann auf die von Eva; „weil, sagt Rabbi Huna, auf die gedoppelte Natur des Menschen, die körperliche und geistige gezielt wird.“

7) „Und du sollst tappen im Mittag, wie ein Blinder tappet im Dunkeln!“ sagt Moses (Vtes Buch XXVIII. 29.) Das: im Dunkeln, scheint überflüssig. Dies bemerkte auch Rabbi Jose und sagte — wir führen seine Worte an —: All mein Lebtage that es mir weh, diesen Vers nicht erklären zu können. Denn was kann es für den Blinden ein Unterschied sein, ob er im Licht oder in der Finsterniß wandelt?“ Und doch wird der heilige Schriftsteller kein Wort überflüssig hinsetzen: was meint er damit? Dies wußte eben der Rabbi nicht und war in Verlegenheit darüber, „bis ich, fährt er fort, eines Nachts auf der Straße wandelte und einen blinden Mann traf, der eine helle Fackel in der Hand hatte. Du kannst ja nicht das Licht

ſehen; mein Sohn; warum trägſt du denn eine Fackel? ſprach ich zu ihm. Es antwortete mir aber der unglückliche Mann: „Freund, es iſt wohl wahr, daß ich es nicht ſehe, aber andere mögen es doch. So lange ich dieſe helle Fackel in der Hand habe, ſehen mich die Söhne der Menſchen, und haben Mitleid mit mir, und warnen mich vor Gefahren, und bewahren mich vor Dornengeſträuche, Diſteln und Gruben.“ Nun war dem Rabbi klar, daß dies dem Scheine nach überflüſſige Wort die Größe des Unglücks bezeichnen ſollte, welches die jüdiſche Nation treffen würde. Die unglücklichen Kinder derſelben ſollen nicht blos gleich einem Blinden tappen, ſondern gleich einem Blinden in der Finſterniß; ohne einen Strahl des Lichts, das ihr Elend darthut; ohne ein Auge zu finden, das Mitleid mit ihnen hat!

Und du, unglückliche Tochter Juda's, wie wahr, wie wahr iſt in den achtzehnhundert Jahren deiner traurigen Pilgerfahrt dieſer Fluch geworden, der vor 3000 Jahren beinahe gegen dich geſchleudert ward! Das Licht der Wiſſenſchaft leuchtet wieder mit glänzenden Strahlen, aber es leuchtet nicht für dich! Laut und mildthätig vertheidigt die Menſchheit die Sache der Unglücklichen, aber ſie ſpricht nicht für dich! Das wohlthuende Auge der Herzensgüte wirft überall ſeine belebenden Blicke umher, aber es ſchaut nicht auf dich! Du allein, einſt das größte der Völker — du wirſt noch immer verlacht, verſpottet, vernachläſſigt. Für dich iſt die Beredſamkeit ſtumm, das Mitleid taub, die Barm-

herzigkeit blind: Doch verzweifle nicht, Israel. Dieselbe Grauen erregende Stimme, welche den Fluch über dich sprach, versprach dir auch wieder glückliche Tage: „kehret zurück zu mir und ich will zu Euch zurückkehren," sagt der Herr der Heerschaaren.

8) „Denn der Staub muß wieder zu der Erde kehren, wie er gewesen, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat," sagt der Prediger XII. 7. Die Worte: der ihn gegeben hat, scheinen überflüssig. Wer wüßte denn nicht, daß es Gott ist, welcher ihn gab? Aber, bemerken die Weisen, diese Worte lehren uns, daß wir daran denken, wie Gott uns die Seele in einem Zustande der Unschuld und Reinheit gab; daß es also unsere Pflicht ist, sie ihm in demselben Zustande zurückzugeben, wie er sie uns zutheilte: rein und unbefleckt. Erläutert wird dies durch folgende Parabel.

Ein König vertheilte einmal unter seine Knechte mancherlei kostbare Kleider. Einige der Diener aber waren thörig und einige weise. Und die Weisen sprachen untereinander: der König kann doch wieder nach den Kleidern verlangen. Laßt uns daher Sorge tragen, daß sie nicht befleckt werden. Doch die Thörigen trugen keine Sorge für dieselben und verrichteten alle Arbeit in ihnen, so daß sie voller Flecken und Schmutz wurden. Einige Zeit nachher verlangte der König seine Gewänder zurück. Die Weisen brachten sie weiß und rein, aber die Thörigen in gar schlechtem Zustande, zerrissen und

ünrein. Da freute ſich der König über die Erſtern und ward zornig über die Andern. Und er ſprach: „laſſet die weißen Kleider in der Schatzkammer bewahren und ihre Beſitzer in Frieden gehen. Die unreinen Gewänder aber ſollen gewaſchen und gereinigt und ihre thörigen Beſitzer ins Gefängniß geworfen werden.“

Auf ſolche Art wird in Bezug auf die Körper der Tugendhaften geſagt: „er ſoll eingehen zum Frieden;“ „ſie ſollen ruhen auf ihrem Bette.“ Von den Leibern der Gottloſen wird geſagt: „Es iſt kein Friede mit den Gottloſen.“

Auf gleiche Weiſe erklärt Rabbi Jochanan die folgenden Worte: Laß deine Kleider immer weiß ſein und das Oel deines Hauptes nie mangeln. Der Sinn davon iſt: Erhalte deine Seele immer im Zuſtande der Reinheit, gleich einem fleckenloſen Gewande, und ſalbe ſie mit dem Oele der Rechtſchaffenheit, denn du weißt nicht, wenn der Tag kommt, wo ſie vor dem himmliſchen Vater gerufen wird. Zur Erläuterung fügte er die ſchöne Parabel bei, welche wir S. 122. mitgetheilt haben.

So ſind die Unterſuchungen und Nachforſchungen*) der Rabbiner beſchaffen; dieſe ſittliche Ten-

*) Welche ich übrigens kaum zur Hälfte mittheilte, da die andern ohne Kenntniß der hebräiſchen Sprache nicht verſtändlich waren, und dieſe zur Probe hinreichen.

D. Ueb.

denz haben ſie. Sind auch nicht alle Folgerungen des Talmuds von gleichem Werthe, — die Talmudiſten ſelbſt haben übrigens keinen großen Werth darauf gelegt; ſie machen es zur allgemeinen Regel: von dem klaren, einfachen Sinne einer Stelle nicht abzugehen; auf bloße Folgerungen kein Gewicht zu legen — ſo läßt ſich doch nicht zweifeln, daß die Beweggründe ihrer Urheber in der That lobenswerth waren. Die Beſchuldigung: ſie hätten aus dem heiligen Texte unhaltbare Folgerungen gezogen; iſt alſo, mindeſtens geſagt, höchſt übertrieben.

Aber die Talmudiſten, ſagt man, glaubten an das Daſein von Geiſtern und dergleichen. Angenommen dies auch, wer that denn vor kaum dreihundert Jahren*) dies nicht auch? Die weiſeſten und gelehrteſten Männer Europa's würden das Ableugnen deſſelben, als eine anmaßende Neuerung verſchrien haben. Müſſen ſie deswegen gerade für Thoren und Narren gehalten werden?

Es iſt ja bekannt, daß der Glaube an Geiſter nicht blos im Volke galt, ſondern von den weiſeſten

*) 300 Jahre? Guter Hurwitz: nicht 50 Jahre iſt es ja her, daß alle Chriſten des Teufels zu werden glaubten, wenn ſie nicht an den Teufel glaubten. Und ſelbſt jetzt ſpukt noch der Teufel im Kopfe manches Cenſors. Wer ihn geradezu leugnet: es wird ihm, wie mir vor kaum 14 Tagen begegnete, oft von ſolchem Gedankenrichter geſtrichen.

D. Ueb.

Männern ward er im Alterthum genährt; Plato ſelbſt nicht ausgenommen. Wenn alſo die Juden den nämlichen Irrthum auffaßten, ſo darf dies nicht gerade Verwunderung erregen. Verachten wir aber nicht die Gelehrſamkeit des Ariſtoteles, der, wie andere Philoſophen, die Himmelskörper alle für belebt, für lebende Weſen hielt; nicht die Weisheit des Socrates und Plato, ob ſie ſchon an das Daſein der Dämonen glaubten: ſo ſehe ich nicht ein, warum die Talmudiſten allein verſpottet und verachtet werden ſollten, weil ſie ähnliche Meinungen hegten und behaupteten.

Was die zwei oben mitgetheilten Züge betrifft, ſo ſind ſie, glaube ich, ſehr unglücklich gewählt. Denn rückſichtlich des erſten: der Zauberer und das Kalb, ſehe ich nicht ein, wie vernünftigerweiſe daraus geſchloſſen werden kann, daß der Rabbi an die Einwirkung des Teufels geglaubt habe. Dieſe Höllenmajeſtät wird im Original gar nicht einmal erwähnt. Der Schwarze ward im Gegentheil blos von den Gegnern eingeſchoben, der unbegründeten Beſchuldigung mehr Nachdruck zu geben. Was wir mit Recht daraus folgen können, iſt: daß Chananyas Sohn das wunderbare Kunſtſtück des Beſchwörens mit anſah, es ſeinem Vater erzählte, und dieſer, als ein verſtändiger Mann, ihm ſcherzhaft zur Antwort gab: Nur, wenn du von dem Kalbe gegeſſen hätteſt, könnteſt du daran glauben, da du nicht gegeſſen haſt, ſo glaube, daß es nur ein

Blendwerk vor deinen Augen — ein optischer Betrug war."

Die zweite Beschuldigung, die ebenfalls sich nicht so aus dem Original ergiebt, verräth die größte Unwissenheit bei den Uebersetzern, und ist als Allegorie so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie in der gehörigen Deutung mitzutheilen. Bevor ich aber daran gehe, muß ich, wie mir dünkt, die Bemerkung vorausschicken, daß die Rabbinen, Laster, Leidenschaften, und böse Neigungen häufig mit dem Namen Teufel bezeichnen*. Das Wort Lilith, Finsterniß, Unwissenheit; Naamah, Vergnügen; Igereth, Einbildungskraft, Herumwandeln der Phantasie, in einem unsichern Zustande sein; Machelath krank, schwach sein, und zwar gleichviel ob an Seele oder Körper, so wie endlich Nishpah das Zweifelht bedeute. Jetzt wollen wir nun die angeführte Erzählung damit vergleichen:

„Die Teufel also, (die Laster) verdanken ihren Ursprung vier Müttern (Quellen) nämlich der Lilith, (Unwissenheit,) der Naamah, (dem Vergnügen) der Igereth, (Einbildungskraft, herumwandernde Phantasie, welche selten eine Sache im wahren Lichte zu betrachten erlaubt) und endlich der Machelath, (der Schwäche der Seele) sie werden begleitet von Schaaren der unreinen Geister,

*) Geschieht doch dies auch häufig von unsern, besonders den älteren Kanzelrednern. D. Uebs.

(den Begierden); jeder beherrscht eine der vier Jahreszeiten, d. h. eine der vier Hauptperioden des Lebens. So herrscht die Unwissenheit im Kindesalter, die Freude oder das Vergnügen in der Jugend, die Einbildungskraft oder die herumschweifenden, speculirenden Gedanken im männlichen Alter und Schwäche der Seele beherrscht das Greisenalter. Sie alle sammeln sich in der Gegend des Berges Nishpah, (Zwielicht;) womit auf die unglücklichen Wesen angespielt wird, welche kaum vom trägen Schlummer erwachen, in welchen sie der Aberglaube gewiegt hat, als sie auch bei dem dämmernden Lichte der erstern, das kaum ihr eignes Dunkel wahrnehmbar werden läßt, gern in die Geheimnisse der Natur eindringen möchten und sich daher in Speculationen einlassen, die weit über ihre Kräfte gehen. Solche unzeitige und wenig zusagende Bemühungen fangen gewöhnlich mit Zweifeln an und endigen mit Unglauben, dem großen Behälter der Laster und der Sinnlichkeit. Sie wandern von Sonnenaufgang (d. h. Vernunft, Licht des Verstandes) bis nach Mitternacht. (Wo die Kenntniß aufs neue erscheint,) und fügt der Allegoriſt hinzu: „Salomo (d. h. Weisheit) beherrscht sie alle und benutzt sie zu seinem Vergnügen.“ Denn der weise Mann und er allein, weiß gehörig die Leidenschaften und Begierden zu lenken und zu leiten, welche die Natur für die weisesten Zwecke in unsere Brust gepflanzt hat.

Nun ist es zwar fern von mir, die Gelehrsamkeit der alten Rabbiner zu übertreiben, es ist dies auch gar nicht vonnöthen. Aber erlaubt mag es doch sein, hier zu bemerken, daß wenn diese schöne Allegorie in den Schriften der Alten erschienen wäre, sie höchlich bewundert werden würde. Allein man liest sie in den Werken der Rabbiner und darum verdreht, verrenkt man sie und bringt sie zum Beweise vor, daß sie an Teufel und Hexen glaubten. Doch so geht es! Bei allen unsern Pochen auf Bildung werden wir immer noch von Namen beherrscht. Wenn Plato sagt: „daß der Hauptzweck menschlichen Strebens sein muß, Gott, so weit möglich, ähnlich zu werden und ihm ähnlich zu sein in der Nachahmung seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit und Weisheit," so betrachten wir dies, und mit Recht, als eine göttliche Wahrheit. Wenn aber der Talmud dieselben Gedanken, nur mit andern Worten hat, geht man mit verächtlichem Stillschweigen darüber weg. „Es steht geschrieben, lehrt er, du sollst Gott, deinem Herrn, nachwandeln und fest an ihm hangen. Wie ist dies möglich? Sagt nicht die Schrift, daß Gott einem verzehrenden Feuer gleicht? Aber das Gesetz meint, daß es unsere Pflicht sei, dem Schöpfer nachzuahmen, so weit es möglich ist. Er ist barmherzig; und so sollen auch wir es sein. Er ist heilig; laßt auch uns heilig sein. Er kleidet die Nackenden, thun wir auch also. Er speiset die Hungrigen, laßt uns auch die Hungrigen speisen ꝛc."

Daß Aesop auf die Frage des Hilo: was Gott thue, zur Antwort gab: „er demüthigt die Stolzen und erhebt die Niedrigen," bewundert man im höchsten Grade. Bayle hält diese Antwort in seinem Wörterbuche für wundervoll. Aber wenn ein armer Rabbiner dasselbe lehrt, und nur andere Ausdrücke gebraucht, so wird er mit Verachtung bestraft. Und doch findet sich die gleiche Lehre in der Medrasch, nur in andern Worten ausgedrückt und, wie gewöhnlich bei den alten jüdischen Schriftstellern, im Gewande einer Erzählung. „Ein Weib, heißt es da, fragte einst den Rabbi Jose: in wie viel Tagen hat Gott die Welt erschaffen? In sechs Tagen, wie es steht geschrieben! antwortete der Rabbi. Was macht er denn aber nun? fragte sie weiter. Nun, Leiterchen macht er, auf welchen er die Armen hinaufsteigen und die Reichen hinabsteigen läßt! war des Rabbis Antwort." Oder: er erhebt die Niedrigen und demüthigt die Stolzen.

Ich glaube, daß ich genug gesagt habe, die Ungerechtigkeit, mit welcher die neuern Schriftsteller den Talmud behandelt haben, darzustellen. Was aber als das Tadelnswertheste bei ihnen erscheint, ist wohl das gänzliche Stillschweigen in Betreff des sittlichen Inhalts des Talmuds, jener unterrichtenden Parabeln und Erzählungen, welche ohne Rücksicht auf die Unterhaltung, die sie geben, eben so viele kleine Gemälde der Sitten und Gewohnheiten, der Art zu denken, bei einem alten Volke in einer fernen Zeit darstellen. Dies Schweigen

kann nicht dem Mangel an Stoff zugeschrieben werden. Der Leser wird nach dem, was wir ihm mitgetheilt haben, darüber am besten urtheilen. Indessen ich habe bei diesem Versuche nicht die Absicht, andere anzugreifen, sondern blos die nicht geoffenbarten Schriften der Israeliten gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen und dem Leser einen Begriff im Allgemeinen von ihrem Inhalte zu geben. So lasse ich denn gern diesen Umstand bei Seite.

Zum Schlusse aber stimme ich in Schellings Klage ein: daß die Gelehrten den Quellen hebräischer Weisheit den Rücken gewendet haben; daß sie in den dunkeln, unauflösbaren Räthseln egyptischer Hieroglyphen den Schlüssel alter Weisheit suchen. Während man von nichts, als indischer Weisheit und Sprache redet, sind die Schriften und Ueberlieferungen der Rabbiner der Vergessenheit anheim gefallen, ohne daß man sie ptüft*)." Noch mehr beklage ich es, diese allgemeine Gleichgültigkeit auch unter meinen Brüdern wahrnehmen zu müssen. Zwar muß allerdings die kurze Zeit, welche in der Regel zur Bildung der Jugend bestimmt ist, — eine Frist, kaum hinreichend, ihr eine hinlängliche Kenntniß der

*) Die Zeit ist nicht mehr fern, wo diese Klage aufhören wird. Ewalds Sprüche der Väter, Erlangen 1825, hebräisch und deutsch, dienen, aus der Mishnah entnommen, trefflich dazu, unsere jungen Theologen damit vertrauter zu machen.

D. Ueb.

Schrift zu verschaffen — den Talmud als einen Zweig des Unterrichts ausschließen, selbst wenn derselbe rathsam wäre. Allein indem ich dies zugebe, sehe ich doch wirklich nicht, warum ältere Männer, die Geist und Talent haben, ihn gänzlich vernachlässigen, falls sie nicht lieber blindlings den Befehlen anderer folgen und sich einbilden, das Wesen der Religion bestehe in bloßer Beobachtung einiger Ceremonien und Gebräuche.

Auch ist dies Studium gar nicht so schwierig, wie man wohl immer denken mag. Die Kenntniß der hebräischen Sprache setzt mit Hülfe eines Commentars jeden in den Stand, den Talmud zu verstehen. Wer aber dies alte Werk liest, muß freilich immer in Sinne haben, daß es die religiösen und philosophischen Meinungen von tausend gelehrten und hoch begabten Männern enthält, welche wohl in der langen Zeit von tausend Jahren in ganz verschiedenen Ländern und Verhältnissen und den mannigfachsten Umständen lebten; daß wohl tausend Jahre verginaen, ehe diese Meinungen gesammelt wurden. Der fromme Sinn ihrer Urheber ist nicht in Zweifel zu ziehen. Der sittliche Werth derselben, einige einzeln dastehende Ansichten ausgenommen, bedeutend. Aber zu glauben, daß alle diese zahlreichen Gedanken Aussprüche nicht irrender Weisheit seien, wäre eben so ausschweifend, als alles, was sie enthalten, für Irrthum zu nehmen. Gleich allen Früchten nicht vom Himmel geleiteter menschlicher Weisheit ist der Talmud nicht

frei von Mißgriffen und Vorurtheilen, die uns daran erinnern, daß die Verfaſſer deſſelben ſchwache Menſchen waren und die ungetheilte Bewunderung nur für die Werke der göttlichen Offenbarung aufgeſpart werden müſſe, welche zu leſen unſere Pflicht bleibt, um deſto beſſer den allervollkommſten Urheber derſelben anzubeten und ihm gehorchen zu können. Doch indem ich der erſte ſein will, der gegen jede Verwechſelung des Talmuds mit dem überfließenden Strome der heiligen Schrift proteſtirt, ſtehe ich doch nicht an, gern zu bekennen, daß ich zweifele, ob noch ein nicht geoffenbartes Werk von gleichem Alter vorhanden ſei, das anziehendere, mannigfachere und ſchätzbarere Belehrung gewähre, als dieſe noch vorhandenen Ueberbleibſel alter hebräiſcher Weiſen.